Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 47/48 | 22. November 1923 | 37. Jahrgang

Inhalt: Endgericht? — Zum Totensonntag — Der stärkste Grund der Ewigkeitshoffnung — Das Erdbeben in Japan und der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein — 75 Jahre Innere Mission. Schluß — Offener Brief an Herrn Hofprediger D. Döhring — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen zwölftes Stück — Fortschritte in der Religionspädagogik. 3. Hilfsmittel — Glossen zu allerhand Büchern. 3. Indische Sagen — Besuch der Leidener Fakultät bei der Marburger — Vom politischen Elend Deutschlands — Eine moderne Apokalypse (Winckler) — Verschiedenes: Die evangelischen Kirchen der Niederlande (Siegmund-Schultze); Des Todes Bild (Weber); Das evangelische Gesangbuch der Aufklärung (Sturm); Zinzendorfs Sendung (Voigt); Die ostasiatischen Kulturreligionen (Witte); Ostasienjahrbuch; Proletarisches Verlangen (Marx); Aus dem Leben meiner Mutter (Schlosser); Eros-Licht (Jaksch); Der neue Roman; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Endgericht?

Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes.

Wir kennen alle die majestätische Geschichte Matth. 25: „Wenn aber des Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle seine heiligen Engel mit ihm usw." Aber wir haben doch kaum gedacht, daß wir ja wohl längst mitten darin sind, wenn wir auch gewiß solche Worte beachteten, wie z. B.: „Darum wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird."

Nun aber erhebt sich mit plötzlicher Eile von Stunde zu Stunde brausender ein Wind des Herrn über dem verdorrten Totenfeld unsrer Kultur, und „wie der Blitz ausgehet vom Ausgang und scheinet bis zum Niedergang", so treten jetzt die Zeichen der Zeit in immer hellere Beleuchtung und die Worte unsrer Seher und Propheten erhalten neuen Sinn. Wer versteht nicht jetzt ganz anders die Bilder der Fausttragödie Goethes und das wahnsinnige Getriebe der Menschen dort unter der Führung Mephistos? Ich brauche nur an den Karneval des plutonischen Papiergeldes zu erinnern, oder an jenes Anfangsmotiv in der Hexenküche: „O würfle nur gleich und mache mich reich!" oder Gretchens erste Klage: „Nach Golde drängt, an Golde hängt doch alles! Ach wir Armen!" Schauer um Schauer gleiten bei den Reden eines Fichte „An die deutsche Nation" mit der Prophezeiung: „Es ist kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung!" durch unsre Seele, und das furchtbare Wort Spenglers aus seinem „Untergang des Abendlandes" als Menetekel erscheint glutdurchleuchtet über unsrer Gegenwart: „Das Erlöschen der lebendigen innern Religiosität, welche auch den unbedeutendsten Zug des Daseins gestaltet und erfüllt, ist es, was im historischen Weltbilde als die Wendung der Kultur zur Zivilisation erscheint"; er zeigt daran das unabwendbare Schicksal des abendländischen „Gehirnmenschen", von dem auch der indische fromme Seher klagt: „Sie nähren ihr Gehirn, aber ihre Seelen sterben vor Hunger." Und damit tritt uns die Not der Gegenwart noch ernster und warnender vor die Seele, denn längst verkündigten uns weise Okkultisten und Anthroposophen: Der Intellekt wird in der kommenden Zeit müde und unfruchtbar werden und in seiner heutigen Energie verlöschen; bei der Wurzelrasse, die das Leben weiter tragen darf, wird ein neuer Schausinn erwachen, und damit werden sie die Wahrheit zu ergreifen vermögen. Erinnert das nicht an des Weltenrichters Wort: „Erobert das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt"?

Doch genug der Anführungen. Eines zeigt sich täglich klarer: aus allen Unterschieden individueller und völkischer Art hebt sich überragend hervor, so daß es uns direkt an die große Scheidung an „jenem Tage" gemahnt, der Gegensatz zwischen solchen, deren Hauptlebensorgan das Gehirn, der Intellekt ist, mit dem sie über Gut und Böse, Recht und Unrecht, Wahrheit und Trug und Dummheit und Klugheit entscheiden, und den Ewigkeitsmenschen, deren Seele mit allen ihren Kräften das entscheidende Führungsmoment sucht, dem allein sie in allem Irrtum und Schwanken des Lebens und der Zeit zu folgen vermögen als dem höchsten Gebot ihres Meisters. Wir sind nicht zum Richteramt berufen, sondern haben nur mit Furcht und Zittern unsern eignen Weg zu suchen. Aber unheimlich klar erscheinen oft, auch wo wir uns vor jedem Urteil hüten wollen, an unsrer Umgebung die Malzeichen des Herrn Jesu oder das Zeichen des Tiers in großen oder oft ganz zufällig kleinen Zügen. Die Scheidung dieser beiden entscheidenden Gruppen tritt immer schärfer hervor in dieser großen Not der Zeit, bei der es uns zuweilen fast komisch anmuten will, als ob die ratlosen Reichstagsparteien und ihre unglücklichen Führer, oder gar die vor Überlastung fast blutschwitzenden Finanzbeamten und Bankarbeiter, oder auch unsre Theologen und Pfarrer verkappt zu jenen heiligen Engeln gehörten, die dem großen Gericht zutrieben, vor dem — wie es in Muspilli heißt: So daz himiliska horn kilûtit wirdit enti sih der suanâri ana den sind arhevit, denne hevit sih mit imo herio meista daz ist allaz so pald daz imo nioman kipâgan ni mak — Niemand entfliehen kann. Je schwerer die Prüfungen, um so energischer treten die Gelegenheiten vor uns hin, wo es eine Entscheidung und Wahl gilt, ob wir uns mit der Tat zum „entschiedenen Christentum" ohne Zögern bekennen wollen: sei es an Opfertagen für Gottes Sache, sei es in Ehrlichkeit und Getrostheit bei den verblüffenden Notforderungen des Staates, sei es in herzlichem echtem Mitgefühl und zarter Freundlichkeit mit so vielen Schwerbelasteten und Hilflosen, trotz der Sorgenlast auf dem eignen bedrückten Herzen, sei es in Güte fern und nah ausgestreut in der erbarmenswerten Welt. Und als Frau kann ich da wieder nicht schweigen: Allen voran muß hierin das Muttergeschlecht unseres Volkes schreiten, will es seiner Ehrenaufgabe als Gehilfin nicht Schande machen; hic Rhodus, hic salta!

Tief ergriffen hat mich der Aufsatz „Der Volksausgleich". Ein Appell an christlichen Solidarismus, von Ernst Cahn in Nr. 40/41. Sollte sich zur Stärkung unsrer „müden Hände und strauchelnden Knie" hier nicht ein Zusammenschluß Gleichgesinnter finden lassen? Und darin trete dann auch selbstvergessende Mutterliebe neben unsern Freunden, denen wir treue Gehilfinnen jetzt doppelt sein müssen, so kräftig hervor, daß daran das erquickliche Versprechen so recht deutlich würde:

„Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet."

Cassel — Marie Martin

Zum Totensonntag

Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.
Röm. 14, 8

Frühere Zeiten lebten mehr unter dem Zeichen des Todes als wir und sahen alle, auch die kleinsten Dinge im Rahmen der Ewigkeit. Johann Sebastian Bach schenkte seiner Gattin Anna Magdalena ein Klavierbüchlein mit einem Gedicht, in welchem er selbst seine Tabakspfeife ganz ernstlich als eine Mahnung an Tod und Ewigkeit betrachtete und sich bei deren Gebrauch „erbauliche Gedanken" über die eigene Vergänglichkeit machte.

Die Pfeife stammt von Ton und Erde;
auch ich bin gleichfalls draus gemacht;
auch ich muß einst zur Erde werden. ...

Damals lebte man über der Zeit in größeren, selbstverständlichen, ewigen Zusammenhängen. Daher kam auch die Tiefe und Unergründlichkeit des damaligen Schaffens.

Heute empfände man ein solches Gedicht geschmacklos; den Dichter belächelte man als einen frömmelnden Sonderling. Der heutige Mensch, nicht nur der Materialist, denkt höchst selten daran, daß er Erde werden muß, ganz gewiß bei seiner Tabakspfeife und noch bei vielen anderen Dingen nicht. Er lebt mit allen seinen Sehnsüchten im Diesseits, worin sich der Kreis seines Wollens völlig schließt. Todesgedanken erscheinen ihm als ein Zeichen ungesunden seelischen Lebens, als ein Ausbruch weichmütiger Sentimentalität. Er gleitet über die doch so sichere, unabweisliche Tatsache des Todes mit erstaunlicher Leichtigkeit hinweg: wenn das Ereignis eintritt, ist es noch früh genug, daran zu denken. Damit ist sein Blickfeld enger als dasjenige unserer Väter zu den Zeiten Luthers und Sebastian Bachs. Er sieht nicht, daß, was wir Leben nennen, von einem gewaltigen, für uns dunkeln Meer umflutet ist, von dem uns Geburt und Tod abgrenzen. Und wenn man eine „moderne" Frömmigkeit verkündigen will, tut man gut, nicht allzuviel von dem zu reden, was jenseits dieser Grenzen liegt.

Zu manchen Zeiten freilich tritt das Bewußtsein, innerhalb eines viel größeren als des irdischen Rahmens zu stehen, stark hervor: in und nach Kriegszeiten, beim Tode von lieben Menschen, auch am Totensonntag. Im Gedanken an die Lieben, die „drüben" sind, taucht das unergründliche Geheimnis des Todes auf, der sich um keine Vernunft kümmert, der einmal als Erlöser, ein andermal als Würger kommt, Schmerzen lindert und zugleich Wunden schlägt, Nächste auseinanderreißt und ohne Rücksicht manchen auf Erden seelisch heimatlos macht. Am Totensonntag leben, in schmerzlicher Ehrfurcht vor der Arbeit des Todes, die Gedanken an die entschlafenen, schwer vermißten Menschen auf. Die Toten erstehen aufs neue zum Leben — im Gedächtnis. Sie treten vor das innere Auge; es entspinnt sich ein Verkehr mit ihnen — im Gedächtnis. Ja, es ist als ob sie zu uns redeten. Das ist ergreifend, wohltuend, beruhigend — aber gibt es diese Gemeinschaft mit ihnen wirklich? Ist sie nicht ein Wahn? Eine zarte Selbsttäuschung?

Seltsam, daß auch in unsern religiös lauen Großstädten am Totensonntag die Kirchen überfüllt sind. Lebt schließlich nicht auch in der ganz von geistigen oder materiellen Interessen vollgesogenen Seele des Gebildeten und Arbeiters eine Ahnung davon, daß uns ein wirkliches Band mit unsern Toten verbindet, freilich längst vergessen im vernünftigen Gehirn des heutigen „Wirklichkeits"-Menschen? Ein Band, das auch vielleicht gerade in höherem Maße „wirklich" ist als der Inhalt des sinnlichen Daseins, ja durch welche Wirklichkeit unser gegenwärtiges Leben erst in rechtem Lichte erscheint: dies Band ist die Ewigkeit Gottes. In ihm ist Alles beschlossen: Lebendiges und Totes. Unter seiner Hand verschwindet dieser Unterschied: da wird Leben Tod und Tod wird Leben. Da erweitert sich der Rahmen unserer Betrachtung ungeheuer über die Grenzen von Geburt und Leben hinaus. Es tut sich eine Gemeinschaft auf, die Tote und Lebende umfaßt: das Reich Gottes. Und das Leben in diesem Reich ist „ewiges" Leben; es verschwindet die Grenze zwischen dem, was wir Leben und Tod nennen. In Gott sind darum die Toten unser und wir der Toten. In Gott vermag der Tod nicht zu scheiden. In ihm ist ewiges Leben. Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn.

Gewaltige Tiefen eröffnet uns die Feier des Totensonntags. Wir lernen als moderne, allzu diesseitige Menschen verstehen, daß Reich Gottes einen Gemeinschaftskreis bedeutet, der, unermeßlich weit, Geister umschließt, die für unser Auge nicht mehr sind, auch unsere toten Lieben. Da sind Welten, die wir weder erkennen, noch begreifen, aber wir fühlen uns umrahmt von ihnen. Darin liegt Größe und Trost.

Und das große Sterben dieser Jahre!? Es gibt Anzeichen, daß Gott die Menschen dadurch von der Oberfläche des Diesseits in die Tiefe der Ewigkeit zurückführt. W

Der stärkste Grund der Ewigkeitshoffnung

Der stärkste Grund — nicht den breitesten meine ich, keinen solchen, den die Meisten nennen werden, wenn man sie nach dem Recht ihrer Ewigkeitshoffnung fragt. Aber einen Grund, der standhält gegen die scharfsinnigsten und ernstesten Einwendungen. Am ernstesten nehmen muß, der Ewigkeitshoffnung hat, doch schließlich nicht die Zweifel des grübelnden Verstandes. Kann vieles in den überlieferten Vorstellungen von Jenseits und Unsterblichkeit vor den Erkenntnissen neuerer Naturforschung und Religionsgeschichte nicht bestehen, so wird immerhin möglich erscheinen, bei Preisgabe alter Vorstellungsformen doch den tiefsten Gehalt des Ewigkeitsglaubens festzuhalten. Viel ernster als alle Verstandeszweifel ist das sittliche Bedenken, ob nicht in der Ewigkeitshoffnung der meisten Menschen doch nur eine feine oder auch recht grobe Selbstsucht wirksam sei.

Oft ist es so. Aber wahrlich nicht immer. Neulich sagte mir eine Christin, man werde doch in diesem Leben nie recht mit Danken fertig; deshalb glaube sie, daß der Tod nicht das Ende sei. Dies Wort verdient das Nachdenken aller, die am Totensonntag zu predigen haben oder aus anderem Anlaß in diesen Herbstestagen sich mit dem Recht und den Gründen der Ewigkeitshoffnung beschäftigen. Sein Inhalt ist nicht neu; aber ist nicht über begreiflichen Bedenken gegen phantastische Vorstellungen von himmlischem Harfenklang und Hallelujasingen als dem Inhalt des ewigen Lebens die Dankbarkeit als Motiv des Ewigleitsglaubens zu sehr vergessen worden? Gewiß gibt es Menschen, deren Leben so arm an Freude ist, die uns so sehr vom Unglück verfolgt scheinen, daß es unrecht wäre, ihnen die Denkweise jener Christin zuzumuten (obwohl oft gerade solche, die ihr Leben lang schwer krank sind, eine bewunderungswürdige Heiterkeit des Gemüts und eine tiefe Dankbarkeit für ihr Schicksal, für Gott empfinden). Aber uns selbst und Anderen, denen viel Freude im Leben geschenkt worden ist, uns, die wir gewiß oft nur deshalb, weil wir so hastig und unaufmerksam durchs Leben gehen, uns nicht klar machen, zu wie tiefer Dankbarkeit wir verpflichtet wären, uns soll dieses Wort zu denken geben.

Beweisen läßt es sich freilich Keinem, daß ihm mehr Gutes zuteil wurde, als er verdient hat, so wenig es sich errechnen läßt, wieviel Licht in der Welt ist und der Finsternis gegenübersteht. Aber Eines darf Niemand verkennen: von jener verbreiteten Selbstsucht, die sich phantastisch den seligen Zustand im Jenseits oder vollends das unselige Los der Gottlosen ausmalt, ist in dieser Art des Ewigkeitshoffens keine Spur enthalten. Es ist ein wahr-

haft selbstloser Sinn, der ein ewiges Leben deshalb ahnt, weil wir in diesem kurzen Erdenleben nicht dankbar genug sein können. Solcher Ewigkeitsglaube hat nichts zu tun mit dem Selbsterhaltungstrieb angesichts des Todesgrauens; er erwächst aus der reinen Hingabe an die erhabene Güte, die wir über uns spüren und die wir um so demütiger ehren, je ernster wir sie als heilige Güte empfinden. Wiederum: beweisen läßt es nicht, daß unsere reinsten Gedanken wahr sind. Wer die Welt der Werte und die des Wirklichen völlig auseinanderreißen will, den kann man nicht daran hindern. Und wenn es schließlich die Dankbarkeit, die dankbare Treue der Jünger gewesen ist, die sie zu ihren Ostererlebnissen führte, so war ihre Überzeugung, daß ihr Meister lebe und zu Gott erhöht sei, wiederum Glaube, nicht ein verstandesmäßig erweisliches Wissen. Aber dieser Glaube hat die Welt überwunden. Die Ehrfurcht, die, wenn sie sich der Geschichte zuwendet, Dankbarkeit ist und das Vergangene lebendig erhält, das Geschichtliche zur Gegenwart werden läßt, besitzt immer wieder die Kraft, die Welt umzugestalten. Sie hat auch die Verheißung, daß sie den letzten Feind, den Tod, überwinden wird: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. H M

Das Erdbeben in Japan und der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein

Die Berichte über das Erdbeben in Japan waren zuerst für den mit Japan Vertrauten voller Widersprüche. Jetzt klärt sich das Bild durch die eingegangenen Berichte der Augenzeugen.

Gott Lob, es ist nicht ganz so schlimm, wie es im Anfang schien. Aber wahrlich schlimm genug. In Tokio sind 71 v. H. aller Häuser vernichtet, in Yokohama 98, Yokohama eine Stadt von 400 000 Menschen ist also so gut wie ganz zerstört. In beiden Städten zusammen sind rund 170 000 Menschen getötet worden, die umliegenden Orte eingerechnet im Ganzen rund 200 000. In einer Stunde 200 000 Menschen durch Trümmer und Feuer getötet, viel mehr noch verwundet; Millionen total verarmt, da alles verbrannte und nichts ersetzt wird, und dazu obdachlos! Europäer und Amerikaner kamen nur 73 um, darunter 11 Deutsche und 4 Schweizer. Die meisten waren der Hitze wegen noch im Gebirge, auch wohnen die meisten Europäer auf den Hügeln in Tokio, die verschont geblieben sind. Auch die Gebäude des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (Ostasien-Mission) liegen im Stadtteil Koishikawa auf der Höhe und haben nur geringen Schaden gelitten am Verputz. Dagegen ist die schöne Kirche im Stadtteil Togosaka, in der die Gottesdienste für die europäischen Christen seit 35 Jahren stattfanden, und in der auch der Pfarrer Akaschi seine japanische Gemeinde sonntäglich sammelte, zerstört. Die Abtragung der Ruine wird noch erhebliche Kosten verursachen. Dem Kirchendiener ist alle seine Habe vernichtet worden. Er steht ganz mittellos da. Die Versicherungsgesellschaften zahlen nichts im Falle, daß ein Erdbeben die Ursache des Brandes ist. Auch einige Christen der Kirche des Missionsvereins wurden getötet, und ihre Familien sind in bitterer Not. Auch viele Deutsche sind durch den Verlust ihres Besitzes hart betroffen. Der Missionsverein ist dankbar für jede Gabe, die ihm hilft, den eigenen schweren Schaden zu tragen, namentlich für Gaben aus dem Ausland. (Adresse: Berlin W 57, Pallasstraße 8/9, Postscheckkonto: Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Postscheckamt Berlin 6457.) Wer hilft die Kirche wieder aufbauen? Wer hilft den Hinterbliebenen der Erschlagenen und Verbrannten? Die Japaner haben das harte Schicksal tapfer getragen und mit frischer Tatkraft schnell angefangen, den Neu-Aufbau in die Wege zu leiten. Ausländische Hilfe hat bereits viel zur Linderung der Not getan. Auch die Deutschen in Japan haben viele Opfer gebracht: 5000 Yen von den 50 000 Yen aller Ausländer in Japan kamen von den Deutschen in Kobe. Amerika hat sofort eine Hilfsexpedition gesandt. Deren moralischer Wert ist leider, auch nach dem Urteil neutraler Blätter, stark herabgemindert worden durch die fast unverhohlen geäußerte Schadenfreude zahlreicher politischer Blätter Amerikas und amerikanischer Telegramme über das Unglück, des Inhalts, daß nun der unliebsame Konkurrent auf lange stark geschwächt sei. Freilich hat man auch deutsche Stimmen gehört, dies Unglück sei Gottes Strafe an Japan für den Raub von Tsingtau. Man möchte dagegen fragen: Wofür wird dann Deutschland gestraft von Gott durch sein doch noch viel größeres Unglück? Daß der „Raub von Tsingtau" für Japan eine politische Notwendigkeit war, und daß wir viel besser getan hätten, dem Rat der deutschen Gesandtschaft in Peking zu folgen, Tsingtau sofort am 2. August 1914 an China zurückzugeben, ist heute längst allgemein anerkannt. Und wie wenig christlicher Geist spricht aus solchem Urteil! Nein, wir, selbst im Unglück, haben tiefes Mitleid mit all den armen Opfern dieser furchtbaren Katastrophe.

Und sie mußten das alles erleiden ohne Gott! Ohne Jesus! Schintoismus und Buddhismus geben geringen Trost. Haben sie es tapfer und gleichmütig ertragen, was viele Europäer bewundern, so darf man getrost sagen, solche Bewunderung ist wenig am Platze. Ihr Leben vollzieht sich nicht auf der Höhe unseres Lebensbewußtseins, sondern es ist eine Stufe, auf der Persönlichkeitsgefühl und Lebensempfinden erst dämmern und noch nicht zur klaren reinen Zartheit und Feinheit und Höhe entwickelt sind. Sie fühlen sich viel mehr noch als Glieder der Natur, nicht als ihre Herren, und die Unpersönlichkeitsart des Buddhismus hält ihr eigenes Leben innerlich nieder. So kennen sie nie die jubelnde Höhe unseres geistigen Seins, aber auch nie die Qual unseres Widerspruchs gegen die brutal und blind wütende Natur und gegen das harte Schicksal.

Man wird Tokio und Yokohama wieder aufbauen auf derselben Stelle. Und weiß doch, daß vielleicht ähnliche Katastrophen bald wieder alles zerstören können. Es wird eine glänzende neue Hauptstadt erstehen, schöner als die zerstörte, und ein musterhafter Hafen. Man wird auch wieder Steinhäuser bauen. Und auch die zierlichen Holz- und Papierhäuschen, nicht weil sie besser dem Erdboden standhalten, sondern weil sie altvertraut sind und weil sie billig sind. Japan ist ja im Grunde ein armes Land. Eigentlich sind diese Häuschen für das Klima des Landes viel zu leicht. So wohnte man in der malayischen Urheimat. Diese Häuschen sind auch heute noch Pfahlbauten. Man kann sie nicht heizen, was sehr unangenehm ist. Die Japaner leiden sehr darunter, auch an ihrer Gesundheit. Tuberkulose und Rheumatismus sind mit dadurch so verbreitet; die Kindersterblichkeit ist in Japan heute größer, als sie 1918 in Deutschland war, größer sogar als damals in Berlin.

Wir wollen weiter mitarbeiten am religiösen Neubau dieses Volkes.

Berlin Johannes Witte

75 Jahre Innere Mission

2

Das Programm der Wittenberger Jubiläumstagung war eine groß angelegte Symphonie von schwungvollem Rhythmus. Die künstlerische Ausstattung auch der gedruckten Festordnung war keine bloß äußerliche Zutat. Von den Gipfeln höchster Universitätsprobleme wurden die Teilnehmer herabgeführt in die Tagesnöte und Kämpfe der männlichen und weiblichen Diakonie, in Anspruch genommen für die nüchterne und angestrengte Jahresarbeit

des Zentralausschusses und sein Ringen mit dem wirtschaftlichen Druck der Gegenwart. Über die seelische Ruhe und Erhebung einer musikalischen Abendfeier ging es dann wieder empor zu dem reichen Festgottesdienst in der Stadtkirche und zur steilen Höhe des Festakts in der Schloßkirche, und wenn man will, auch zum Festessen. Auf den eigentlichen Höhen der Inneren Mission stand man aber am Abend des Festtages in der großen Volksversammlung, wo das Herz bewegt wurde durch wundervolle „Lichtblicke in dunkler Zeit". Und aus diesen Höhen und Tiefen wanderte man am folgenden Tage in die Weltenweite der Inneren Mission, wie sie auch die außerdeutschen Länder umfaßt, um schließlich wieder in der fruchtbaren Tiefe der Inneren Mission, bei ihrer umfassendsten Gegenwartsaufgabe, dem „sozialen Dienst" zu enden.

Professor Lütgert hatte das erste Thema ernst und anspruchslos formuliert „Die geistige und sittliche Not der Studenten". Er gab aber sehr viel mehr, als man hiernach erwarten konnte. Es hätte auch etwa lauten können „Die Not der Wissenschaft und der Kampf um die Wahrheit". Die geistige Entwicklung hat die Universitäten in grundstürzende Not gebracht. Sie haben nicht mehr wie in der Zeit der Reformation und des Idealismus die geistige Führung des Lebens. Ihr universaler Beruf ist entleert, sie sind Fachschulen mit mechanisiertem Betrieb und verzichten auf die Zusammenfassung der Wissenschaften und die Pflege einer einheitlichen Weltanschauung. Es scheint fast, als wollten sie bewußt nur den „Gelehrten", nicht einmal den „Gebildeten" dienen; sie sind höchstens äußerlich durch die Examina mit dem Leben verklammert. Sie haben die Führung in entscheidenden geistig-sittlichen Fragen an die Presse und die Belletristik abgegeben. Kaum während der Studienzeit und erst recht nicht im Beruf kann der Gebildete sich über seine Fachfragen hinaus geistig vertiefen. Eine Metaphysik, Naturphilosophie und Geschichtsphilosophie, die das bieten könnte, lehnt man spöttisch ab *). Die kirchliche wie die idealistische Ethik aber sind in Auflösung begriffen, so daß z. B. über die sexuelle Frage höchstens der Mediziner Auskunft gibt, der Psychiater zum Seelsorger wird, immer noch besser als der Ästhet dazu geeignet. Bei diesem Versagen der Geistespflege ist es kein Wunder, wenn der Gebildete religiös und sittlich verkümmert. Die durch Alkohol und Unzucht gekennzeichnete Lebensnot der Studenten ist unsagbar, zumal die sittlich minderwertige Haltung sich noch durch halbwissenschaftliche Schriften weltanschauungsmäßig zu decken sucht — das charakteristische Kennzeichen einer konstitutiven Entsittlichung als notwendiger Folge der Entchristlichung. Doch ruft diese Not bereits ihre Gegenwirkung hervor. Verinnerlichung, Vereinfachung, Abkehr vom historisierenden Spezialistentum sind auf dem Wege. Hier hat die Innere Mission, die auch die Gebildeten geistig nicht verwahrlosen darf, große und dankbare Aufgaben. Studentenseelsorge, Konvikte, Jugendbewegung können helfen. Den aufspringenden Quellen der Sehnsucht nach neuem Lebensinhalt und reiner Lebenshaltung, dem Verlangen der jungen Menschen nach der Möglichkeit der Selbstachtung kann die Innere Mission dienen.

Die Behandlung des zweiten Themas „Die Aufgaben der Diakonie in der Gegenwart" war auf zwei bewährte Fachmänner verteilt, von denen Pfarrer Schlitter in Karlshöhe die männliche und Pfarrer Frick in Bremen die weibliche Diakonie vertrat. Eine einheitliche Betrachtung aus höheren Gesichtspunkten wäre wohl ergiebiger gewesen. Beim Jubiläum der Inneren Mission hätte man dem grundsätzlichen Verhältnis von Diakonie und Innerer Mission, konkret, dem noch nicht hinreichend erforschten Verhältnis ihrer beiden Urheber, Fliedner und Wichern, zu einander einige Gedanken widmen können. Auch D. Zöllner meint in seinem Beitrag zur Festschrift, es verlohne sich diesen Dingen noch etwas genauer historisch nachzugehen, als es bisher geschehen sei. Es sei doch „merkwürdig, wie kühl im Grunde diese beiden Männer, trotz aller ehrlichen Mühe, die sie sich gaben, sich geblieben sind". Hier stehen wir an einer der Grenzen der Inneren Mission. Ihre Untersuchung wäre zwar nur eine geschichtliche Aufgabe, aber zur Beurteilung der „Aufgaben der Gegenwart" doch von großem Belang. Weiter wäre es wertvoll gewesen, den bedeutsamen Versuch Wicherns, mit seinen Diakonen, den Rauhäusler Brüdern, ein bestimmtes Gebiet des Staatslebens, den Strafvollzug, zu reformieren, in das Licht der Gegenwart zu stellen. Sowohl das Unternehmen selbst wie namentlich auch sein Mißlingen bietet gerade jetzt die wichtigsten Fingerzeige. Dazu noch die auch noch nicht gebührend gewürdigte Tatsache, daß beide Anfänger und Führer der Inneren Mission mit der Reform der Gefängnisse und der Pflege der Entlassenen als einer Vorbeugung des Verbrechens angefangen haben. Gerade der soziale Dienst lag ihnen zuoberst am Herzen und führte sie zu den Ausgestoßenen. Sie waren sich dessen bewußt, daß sie mit dieser scheinbar peripherischen Arbeit dem Zentrum der Inneren Missionsaufgaben ganz nahe standen. Ebenso hätte es sich gelohnt, die charakteristische Grenze der diakonischen Einstellung Fliedners und Wicherns ins Auge zu fassen, nämlich die bewußt patriarchalische Formung und Regelung der Diakonie. Unbeschadet der offensichtlichen Verdienste der Bruder- und Mutterhäuser — die Sache wächst doch über jenen engen Rahmen hinaus und sucht sich neue Formen, namentlich in genossenschaftlicher Richtung. Manche Klage und Anregung der beiden Referate hätten auf solchem schärfer gezeichneten geschichtlichen Hintergrunde eine durchschlagendere Kraft und vollere Resonanz gefunden. Z. B. wenn Schlitter sich mit Recht gegen die Überforderungen verwahrt, unter denen die Diakonen seitens ihrer Vorstände vielfach zu leiden haben und die vielsagende These aufstellt, das Werk der Barmherzigkeit dürfe nicht mit Unbarmherzigkeit gegen die Nächstbeteiligten getrieben werden; unbillig sei das Verlangen, der Diakon solle Alles können und verstehen, ein Hexenmeister sein, willig hungern und dabei noch fromm sein! Ja, unser Ruhm ist nicht fein! Kirche und Innere Mission sind die sparsamsten Arbeitgeber! Das hängt ja nicht nur mit der momentanen wirtschaftlichen Not zusammen, sondern auch mit der großen geschäftlichen Unbeholfenheit, die so vielen christlichen Anstalten und Vereinsvorständen nachgesagt wird. Wissen doch manche Kranken- und kleineren Erziehungshäuser überhaupt nicht, wie sie ihre Pflegesätze richtig berechnen sollen, und wundern sich dann, wenn die Kommunen mit den Pflegegeldern knausern und die Anstalten nicht bestehen können! Die pietistische Weltfremdheit, die Geringschätzung der irdischen Bedingungen des geistlichen Lebens, rächt sich hier bitter. Der furchtbare materielle Druck fördert auch bei den innerlichsten Christen das Verständnis für die äußeren Bedingungen und peinlichen Daseins-Notwendigkeiten und lehrt nicht nur an dem Volk zu arbeiten, sondern ganz unmittelbar mit dem Volk zu leiden. Ist doch die vierte Bitte die sozialste des Vaterunsers! Man erfuhr in Wittenberg von höchst sinnreichen weltförmigen Methoden, durch die sich die Innere Mission des schweren wirtschaftlichen Druckes zu erwehren sucht, vor allem auf genossenschaftlichem Wege. Sie muß eben in der Welt auch mit weltlichen Mitteln die Welt überwinden lernen.

Zu der umfassenden Frage der männlichen und weiblichen Diakonie wäre ja noch sehr viel zu sagen gewesen, viel mehr, als sich bei solcher Kürze und Zufälligkeit der Verhandlungen auch nur anrühren ließ. Das Überschauende und Grundsätzliche, das bei den mündlichen Darbietungen zu vermissen war, hatte zum guten Teil in der Festschrift seinen angemessenen Ort gefunden. Namentlich

*) Wirklich? Heute? Wer ist „man"? D H

ist da D. Zöllners Beitrag zur weiblichen Diakonie wichtig. Er spricht es offen aus, daß die Diakonissen-Mutterhäuser mit der Genossenschaftsidee im Rückstand geblieben sind, und verhehlt auch die beschämenden Schwierigkeiten des Verhältnisses von Pastor und Oberin nicht! Auch wird anerkannt, daß die berufsmäßige Gestaltung des Diakonen- und Diakonissenamts sich nicht aufs Neue Testament, vor allem nicht auf die viel umstrittene Diakonisse Phöbe Röm. 16 stützen kann. Aber auf die wesentliche Frage, die sich hierbei nun erhebt, ob überhaupt die charismatische freie Liebestätigkeit der Urchristenheit in unseren kirchlichen Verhältnissen und in ihrer berufsmäßigen Organisation noch Geltung habe, wird nicht weiter eingegangen. Das Problem der Freiheit, auf die die Innere Mission ja immer noch mit großem Nachdruck Anspruch macht, und ihrer Stellung als freier Organisation gegenüber oder neben der rechtlich verfaßten Kirche, ist ja freilich das heiße Eisen, das man trotz allem freundlichen Theoretisieren über die Zusammengehörigkeit von Kirche und Inneren Mission nicht gerne anfaßt. Bunke betont allerdings in seinem Beitrag „Innere Mission und Kirche", die Innere Mission dürfe „nicht müde werden, an sich selbst und vor Jedermann es zu bezeugen, daß sie eine Lebensäußerung der evangelischen Kirche ist, nicht eine Größe für sich". Aber auch er weiß für ihre praktische Einordnung in die Kirche keinen anderen Rat als den Hinweis auf die von der neuen preußischen Kirchenverfassung gegebenen äußeren Möglichkeiten, die doch hauptsächlich nur auf eine Erleichterung ihrer Finanzlage hinauslaufen. Und hierzu sagen die Kirchenmänner nicht ganz mit Unrecht, daß die Innere Mission an allen Vorteilen der kirchlichen Fonds sich gerne beteiligt, sonst aber nach wie vor auf ihre Eigenartigkeit und Selbständigkeit poche. Hier bestehen noch ungelöste Spannungen, wenn auch Bunkes Satz einen guten Ausweg zu weisen scheint: „Die Kirche hat zweierlei Arbeitsweisen, die durch die tatsächlichen Verhältnisse gegeben sind: eine fest geregelte, in den Rahmen der Verfassung eingespannte, und eine sich frei bewegende, auf Freiwilligkeit beruhende Tätigkeit." Richtig, aber sobald sich diese Freiwilligkeit eine feste Organisation schafft, steht sie doch wieder als Nebengröße neben der organisierten Rechtskirche.

Doch genug dieser grundsätzlichen Erwägungen. Ein Jubilar sollte ja nicht durch solche Erinnerungen in der Festfreude gestört werden. Man darf auch bei aller Bereitschaft zu ernster Prüfung gerne bekennen, daß der erhebende Verlauf des Wittenberger Festes durchaus der Sache entsprach, daß eitler Selbstruhm und Phrasengeklingel ferne blieben. Die Abendfeier in der Stadtkirche mit ihren wundervollen Chören, die Andacht in der Lutherstube am Morgen des Festtages, der große Umzug durch die Stadt, durch den freilich die Kommunisten sich übel herausgefordert fühlten, der feierliche Festgottesdienst selbst mit Zöllners geistesmächtiger Predigt, der eigentliche Festakt in der Schloßkirche mit Mahlings ausführlicher schwungvoller Festrede und auch die Begrüßungen der Staats- und Kirchenbehörden, der Vereine und Körperschaften, namentlich aber der liebenswürdigen Vertreter des Auslandes samt der nachfolgenden Erwiderung des Präsidenten D. Seeberg — fast alles stand auf erfreulicher Höhe und ließ nirgends die geheiligte Würde und Weihe vermissen. Man mußte sich aller dem Jubilar gespendeten Anerkennung von Herzen freuen. Zwei Ehrungen, die nicht unmittelbar durch konventionelle Verpflichtungen geboten waren, möchte ich besonders hervorheben. Zu Beginn der Tagung hatte der Oberbürgermeister von Wittenberg den Zentralausschuß und die Ehrengäste zu einer Festsitzung ins Rathaus eingeladen und übte in warmherzigster, anziehendster Weise die selbsterwählten Gastgeberpflichten aus, wobei des vorbildlichen Verhältnisses von Luther und Cranach zum Magistrat der Stadt Wittenberg gebührend gedacht wurde. Und sodann ehrte die theologische Fakultät von Berlin die Innere Mission in ganz einzigartiger Form dadurch, daß sie neben anderen um sie verdienten Männern die Leiterin der Frauenschule der Inneren Mission, Gräfin v. d. Schulenburg, zum Doktor der Theologie promovierte — ein bedeutsames Bekenntnis zugleich zur christlichen Frauenbewegung und zu der grundlegend veränderten Stellung der Frau in der Kirche der Gegenwart. Mir war diese Überraschung, ich gestehe es offen, der Höhepunkt des ganzen Jubelfestes *).

Aber inhaltlich wurden uns die leuchtenden Höhen der Inneren Mission vor allem des Abends in der prächtig besuchten Volksversammlung gezeigt. Es war höchst erquicklich, den Vorsteher der Stadt der Barmherzigkeit Bethel ganz in der gemütvollen Weise seines Vaters, des alten Bodelschwingh, aber mit einem besonderen Reiz der Frische und Kraft erzählen zu hören, schlicht nur erzählen, Sachen sagen. Aber Sachen, an denen man spürte, daß die Innere Mission nicht greisenhaft siecht, sondern jugendlich sproßt und gedeiht, sich immer neuer Gebiete bemächtigend. Da heißt es wirklich: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Als ob Bethel noch nicht genug Aufgaben überkommen habe, hat es jetzt auch die Fürsorge für die Flüchtlinge von der Wolga und Rußland übernommen und außerdem die erste Volkshochschule der Inneren Mission begründet, unter Pastor Burckhardts hingebender Leitung ein höchst aussichtsvolles Unternehmen. — Von dem ersten und letzten Werk der Inneren Mission, ihrer Erziehungsarbeit und ihrer jetzt so breit und machtvoll in Fluß gekommenen Volksmission wurden uns ergreifende Bilder gezeichnet, und auch die christliche Jugendbewegung fand eine gedankenreiche Darstellerin.

An die Jubelfeier schloß sich organisch die erste Konferenz des Kontinentalen Verbandes für Diakonie und Innere Mission an. Dieser internationale Bund ist voriges Jahr beim Münchener Kongreß namentlich durch die Bemühungen des Erzbischofs Soederblom von Upsala ins Leben gerufen — selbst ein überführendes Zeugnis von dem Lebenstrieb und der Werbekraft der deutschen Inneren Mission. Deutschland ist noch nicht verlassen, wenn die Ausländer uns nicht nur materiell so liebevoll unterstützen, sondern auch geistig so verständnisvoll mitarbeiten, wie hier in Wittenberg die Probe gemacht wurde. Was D. Schabert aus Riga und Propst Aarnisalo aus Sordarala in Finland über die Pflicht der evangelischen Kirchen Europas Rußland gegenüber ausführte, was Direktor Norel-Amsterdam und Professor Slotemaker de Bruine-Utrecht an Anregungen zu den „Missionsaufgaben der Kirchen im eigenen Volk" boten, das war alles so selbsterlebt und selbstgedacht und eigenartig, daß man sich von solchem Austausch der Gedanken und Bestrebungen nur das Beste versprechen kann.

Das Ganze wurde schließlich gekrönt von dem Vortrag des Lic. Ohl aus Langenberg: „Der soziale Dienst eine Lebensbedingung der Kirche." Hier müßten wir eigentlich noch einmal von vorne anfangen und den Kern der Angelegenheiten der Inneren Mission aufs neue und noch tiefer bohrend herausstellen. Denn Ohls Ausführungen lagen genau in der Linie dessen, was wir hier aufzeigen wollten: Es handelt sich bei dem Gesamtunternehmen der Inneren Mission um das ungefärbte rückhaltlose Dienenwollen, um das Evangelium der Fußwaschung. Doch wir müssen abbrechen und heben nur einen bezeichnenden Satz von Ohl heraus: „Sozialer Dienst findet seine Wege nur aus Erkenntnis der Gesamtschuld und des eigenen Anteils an ihr; satte Selbstsicherheit verbaut die Wege." Wir fügen hinzu: Sozialer Dienst und die ganze Innere Mission bedeutet heute vor allem das Mit-Leiden-Wollen mit un-

*) Die ersten Frauen, die zu Doktorinnen der Theologie promoviert wurden, von Heidelberg, waren zwei Engländerinnen: Agnes Smith Lewis und Margaret Dunlop Gibson, die Entdeckerinnen der vier syrischen Evangelien vom Sinai. D H

serem unglücklichen Volk, das sanftmütige und demütige „Eingehen in den Gemeinde-, Kirchen- und Volksorganismus selbst" und seine Schuld. Auch das reformatorische Werk der Inneren Mission steht unter der Mahnung der ersten Wittenberger These Luthers.

Halle Gustav von Rohden

Offener Brief an Herrn Hofprediger D. Döhring

Sehr geehrter Herr Hofprediger!

Gelegentlich eines Vortrages in unserer Samariterkirche*), zu dem auch wir Liberalen Sie eingeladen haben, haben Sie sich über den kirchlichen und religiösen Liberalismus in stark negativen und absprechendem Sinn ausgesprochen. Da einerseits damals Gelegenheit zur Diskussion nicht bestand, anderseits die Frage nach der Existenzberechtigung des religiösen Liberalismus schon öfter aufgeworfen und in letzter Zeit mehrmals verneint ist (z. B. von Pfarrer Veller), so möchte ich zugleich als ein Wort der Verteidigung zeigen, warum ich mich dem Liberalismus angeschlossen habe und seine Position trotz Erkenntnis mancher Schwächen weiter vertrete. Sie meinen, man könne in religiösen Dingen nicht liberal sein. Der religiöse Liberalismus mache starke Abstriche von der Bibel, und davor warnten Sie. Auch die liberalen Prediger predigten, wenn sie wirklich religiös wären, positiv. Darum gebe es in der Kirche nur eine alleinberechtigte Richtung, die positive. Der Liberalismus, so führte Ihr Vortrag aus, habe darum kein Existenzrecht.

Zunächst ein Wort zur Klärung der Begriffe! „Positiv", d. h. setzend, Stellung nehmend, aufbauend, ist natürlich wie jede lebendige Bewegung auch der kirchliche Liberalismus. Gegensatz zu diesem „positiv" ist „negativ". Negation lehnen wir mit Ihnen ab, wenn sie Selbstzweck wird. Aber jede Bewegung ist zugleich Negation und Position. In diesem Sinn haben auch die Positiven einen stark negativen Einschlag (z. B. zur Wissenschaft, zum Staat usw.). Man kann aber nicht liberale Negation und positive Position gegenüberstellen, sondern nur liberale und positive Position vergleichen und in ihrem Wert beurteilen.

Hat der Liberalismus eine religiöse Position und welch ein Unterschied besteht zwischen ihr und der positiven Stellung? Ich gebrauche mit Absicht den Ausdruck „positiv" und nicht „orthodox", weil Orthodoxie nur die eine Seite, die intellektuelle, ist. Die andere Seite der positiven Stellung ist der Pietismus. Im Großen und Ganzen, wir werden darin einig sein, ist das heutige positive Christentum ein Kind der Ehe des Pietismus mit der Orthodoxie, die im 19. Jahrhundert geschlossen wurde.

Der heutige Liberalismus ist eine etwas vielgestaltigere Größe. Der alte Rationalismus, der deutsche Idealismus haben sich mit Schleiermacherscher Frömmigkeit verbunden. Immerhin sind in ihm gegenwärtig noch zwei Werte lebendig geblieben, die seine Eigenart ausmachen. Der eine, sein Materialprinzip, ist das Evangelium Jesu, der zweite, ein Formalwert, die historisch-kritische Wissenschaft, die seit Semler in die Theologie eingezogen ist. In beiden liegt nun aber m. E. die Position des kirchlichen Liberalismus, die bleibende Bedeutung hat und auch heute durchaus noch nicht überholt ist.

Den Liberalismus unterscheiden, um mit dem Zweiten zu beginnen, von der Rechten nicht nur andere Ergebnisse der historischen Forschung, sondern eine andere Geschichtsphilosophie und eine andere Wissenschaftsmethode. Die geschichtsphilosophische Stellung der positiven Theologie ist ein äußerlich-materieller Dualismus, der sich zum Beispiel in der ganz scharfen Trennung von Heils- und anderer, profaner Geschichte, von „Bibel" und „Welt" zeigt. Die wirklich positive Theologie macht die Schrift zu einer Insel, isoliert sie und hebt für ein Stück Wirklichkeit die allgemein geltenden historischen Prinzipien auf. Dementsprechend nimmt die positive Theologie in bestimmten Partien, zum mindesten in einem Punkt, bei der Auferstehung Jesu, von vornherein etwas als feststehend an, was sie erst nachher beweisen will. Echte Wissenschaft erkennt bei historischen Ereignissen keine dogmatische Voraussetzung an, sondern prüft erst vorher kritisch die Grundlage. Darum kommt auch das positive Christentum in wissenschaftlicher Hinsicht aus einer gewissen Furcht und Unsicherheit nicht heraus und muß zu manchmal recht gewagten, in üblem Sinn apologetischen Künsteleien greifen. Denn Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft geben eben ein ganz anderes Bild. Ich denke an die Behandlung des Schöpfungsberichtes und des Lebens Jesu in der Verkündigung des positiven Christentums. Das positive Christentum bringt seine Anhänger, insbesondere die Kinder in einen Zwiespalt, der zur kirchlichen und religiösen Entfremdung großer Volksschichten geführt hat. Früher oder später werden sich die Kinder des Zwiespaltes bewußt, der zwischen der Lehre des Naturunterrichtes und des Konfirmandenunterrichtes klafft.

Wissenschaftliche Schulung ermöglicht aber auch religiöse Werte; denn, wenn man auf positiver Seite sagt, man müsse in den Glauben an das leere Grab oder an die einzelnen Aussagen des Apostolikums „hineinwachsen", so ist das m. E. ein Abweichen vom evangelischen Glauben, der sich nur auf Gott in Christus bezieht und nicht quantitativ gemessen werden kann. Daß auch ein liberaler Forscher in rechtem Sinn positiv die Auferstehung behandeln kann, hat Rudolf Otto erst kürzlich in der Christlichen Welt bewiesen. Die historische Wissenschaft stellt die Bibel als das klassische Zeugnis der Urchristenheit erst recht heraus und gibt auch der nachbiblischen Zeit ihre religiöse Bedeutung wieder. Für mich ist z. B. die Bekehrung des Augustin und Luthers Rechtfertigungserlebnis, um nur diese Beispiele zu nennen, ebenso „Heilsgeschichte" wie das Pfingsterlebnis der Urgemeinde oder die Auferstehung Jesu.

Damit komme ich zum zweiten, zum tiefsten Unterschied zwischen „positiv" und „liberal". Das positive Christentum verkündigt Heilsgeschichte, Taten der Vergangenheit. Der Liberalismus geht von der Gegenwart aus; nur was ich jetzt in der Gegenwart erleben kann, kann Gegenstand der Verkündigung sein. Sie verstehen mich recht; das bedeutet keine schrankenlose Willkür; die Kirche ist kein Sprechsaal, sondern sie ist an Jesus gebunden und an die Gotteserfahrung, die er ihr geschenkt hat. Aber je mehr ich darüber nachdenke, um so größer und gewaltiger wird mir eigentlich das Evangelium Jesu, so wie es die Synoptiker erzählen. Es ist so, wie es Ernst Moritz Arndt sagt:

Ich weiß, was ewig dauert,
Ich weiß, was nie verläßt;
Auf ew'gen Grund gemauert,
Steht diese Schutzwehr fest:
Es sind des Heilands Worte....

Dieses einfache Evangelium enthält die gleichen Offenbarungen und Wirklichkeiten, wie das ganze große paulinische Christentum. Hier stehen wir auf sturmsicherem Boden, hier handelt es sich um ein Erlebnis, das heute genau so gemacht wird wie in der Urchristenheit. Sie werden vielleicht mit Veller sagen: Ein Wort, auch ein Jesuswort, kann nie Grund einer Kirche sein, sondern nur eine Tat; nicht das Evangelium Jesu ist Grundlage der Kirche, sondern Tod und Auferstehung Christi als Gottes Tat. Ganz recht, aber ist nicht bei Gott Wort und Tat dasselbe? Was Gott spricht, tut er, während nur bei uns Wort und Tat auseinandergehen. Ist nicht das Evangelium in diesem Sinn auch eine Tat Gottes, ja die Tat Gottes? Und Tod und Auferstehung sind nur die letzten Auswirkungen dieser Tat? Mir liegt schon in der allerersten Verkündigung Jesu „Tut Buße; denn das Him-

*) Vgl. über Wahlkämpfe an der Samariterkirche, die im Hintergrunde obigen Artikels stehen, CW 1922 Nr. 30 Sp. 564. D H

melreich ist nahe herbeigekommen“ alles, was an Gotteserfahrungen und Gottestaten das gesamte Christenleben umfaßt. Uns tut nur not, die ganze Tiefe und Weite, die darin liegt, herauszuarbeiten. Metanoia und Wiedergeburt, wie Jesus sie fordert und gibt, scheinen mir Tieferes zu sein als Sündenvergebung und Rechtfertigung im Sinn des Paulus; Metanoia und Wiedergeburt enthalten auch den Weg von Schuld zu Gnade und Heilsgewißheit. Was will Paulus mit der Verkündigung des Kreuzes Anderes sagen, als daß der Christustod sich immer wieder von neuem vollzieht im Menschen, in der Welt als Sterben eines alten und Auferstehung eines neuen Lebens! Der Gekreuzigte ist ja der Auferstandene, der in der Gegenwart erlebt wird. Ist nicht die basileia ton ouranon etwas viel Umfassenderes und Weiteres als das, was Paulus sonst als Folge des christlichen Grunderlebnisses nennt? „Frieden mit Gott“, „Sündenvergebung“, „ewiges Leben“ usw. — alles ist doch im Reiche Gottes eingeschlossen.

Mit anderen Worten: die religiöse Kraft, die das positive Christentum hat, liegt durchaus schon in dem Evangelium Jesu und die weite allumspannende Gotteswirklichkeit, die dem sich oft genug abschließenden konventikelhaften positiven Christentum abgeht, hat das Wort Jesu in der Basileia noch obendrein. Basileia bedeutet eben etwas Anderes und viel Weiteres als Kirche oder gar Bekenntnisgemeinschaft der „gläubigen“ Kreise.

Sie werden als „Positiver“ in dem allen vielleicht die Jesusfrömmigkeit vermissen, insbesondere das, was Zinzendorf und die Brüdergemeinde an Christus gehabt haben. („Meine Passion ist Er, nur Er.“) Sie werden die Religion der Intimität mit Gott, des vertrauten Umgangs mit dem Herrn vermissen. Sicher ist das eine Sache des religiösen Empfindens, und ich möchte demgegenüber nur aus dem meinigen heraus entgegen. Die ganze Schärfe des Gegensatzes von Schuld und rechtfertigender Gnade wird durch diese Religion, die Christus so in den Vordergrund schiebt, nur zu oft abgeschwächt und abgebogen. Es ist eine sehr feine Bemerkung von Karl Holl, daß in der Römerbriefvorlesung Luthers, die am ursprünglichsten Luthers Erlebnis in der Turmstube wiedergibt, Christus fast ganz zurücktritt und fast allein die völlige Majestät und die ganze Gnade Gottes betont wird. Mir scheint nicht nur theozentrische Theologie, sondern auch theozentrische Frömmigkeit von größerer Kraft und Wahrheit zu sein als die Christusreligion des positiven Christentums, wie ja auch das reformatorische Christentum wertvoller und freier ist als die pietistische Frömmigkeit. Also muß ich in der religiösen Position des Liberalismus die stärkere Verbindung mit dem jungen Luther sehen.

Sie sagen nun weiter: Der Liberalismus ist eine Religion, die Abstriche macht. Ganz gewiß tat er das. Aber macht das positive Christentum keine Abstriche? Alles nationale Christentum, und das ist doch das positive wie bei Ihnen, so in weiten Kreisen auf der Rechten, ist gegenüber der Schrift eine Verengerung und ein Abstrich. Die quietistische Religion des Luthertums vergißt doch oft genug den Dienst, das Handeln. Der Individualismus, den das positive Christentum so energisch vertritt (Rette meine Seele!), bedeutet einen Abstrich gegenüber dem „Reich“ Gottes. Die Bindung des Geistes Gottes an ein heiliges Buch ist gegenüber den freien Wirkungen des Geistes, die noch Paulus kennt, ein Abstrich. Es hat eben keine Richtung die ganze Gottesoffenbarung, sondern es handelt sich bei allen um ein Mehr oder Minder.

Aber, so werden Sie fragen, ist dann nicht alles aufgelöst in Subjektivismus? es fehlt das feststehende, haltgewährende Objektive! Sicherlich liegt in dieser starken Betonung des Objektiven im positiven Christentum ein durchaus berechtigter Zug. Johannes Müller sagt mit Recht: Gott ist das Objektive. Nur liegt das Objektive ebenso in der Gegenwart wie in der Vergangenheit. Auch die Geschichte, die die Schrift erzählt, ist eine Geschichte von Subjektivitäten, die durch das Objektive überwunden werden. Das Erlebnis der Männer der Urchristenheit ist eben das Gleiche wie das Erlebnis der Christen aller Zeiten.

Ich glaube also, daß nur ein auf historisch-kritischer Grundlage aufgebautes Christentum noch lebensfähig ist. Das schließt nicht aus, daß ein positives Christentum noch lange fortleben kann oder daß es sich in Jahrhunderten allmählich umstellt. Ich glaube weiter, daß das Evangelium Jesu die größere Tiefe und die weitere Umfassenheit hat als ein aus paulinischem Mauerwerk gebautes positives Christentum. So scheint mir prinzipiell, daß der religiöse Liberalismus, der furchtlos und tapfer alle d[illegible] wissenschaftliche Arbeit anerkennt und sich auf das volle Evangelium Jesu wieder besinnt, das Wertvollere zu sein gegenüber dem positiven Christentum. Über die Praxis urteile ich nicht.

Doch zum Schluß noch ein Anderes. Mir schwebt zu unserer Lage immer eine Parallelerscheinung aus dem 19. Jahrhundert vor. Der Rationalismus hatte die Verbindung mit dem geistigen Gesamtleben aufrecht erhalten, die Männer der Befreiungszeit waren fromm und frei zugleich. Es bestand kein Bruch zwischen Religion und der geistigen Gesamtlage. Erst als das heutige positive Christentum in den dreißiger und vierziger Jahren entstand, wurde die gesamte Wissenschaft, Forschung und ein großer Teil des politischen und kulturellen Lebens unkirchlich und irreligiös. Auch das neu erwachte Glaubensleben der Restauration war also zugleich ein Segen und ein Fluch. Denken Sie an das, was Mahling über die Behandlung Weidlings durch die Kirche schreibt, ein vernichtendes Urteil! Wir stehen heute in derselben Lage wie vor der Restauration. Wieder haben wir seit kurzem ein stark religiös beeinflußtes Gesamtleben des Volkes. Es geht überall ein starkes Verlangen nach Gott durch die Seelen. Gott hat in seiner Gnade positives und liberales Christentum unendlich vertieft. Aber ich fürchte, daß seinem Wirken die allumfassende Größe genommen werden soll, genau wie vor 75 Jahren. Das aber kann nur ein starker Liberalismus verhindern, und deshalb vertrete ich seine Position. Er scheint mir in der heutigen kirchlichen und geistigen Gesamtlage nicht nur Existenzberechtigung zu haben, sondern eine ganz dringende Notwendigkeit zu sein. Ohne ihn würden viele Schichten der Intelligenz und der Arbeiterschaft, zu denen nur ein Christentum spricht, das in den Formen der heutigen Zeit geboten wird, in der Kirche Jesu und damit auch religiös heimatlos.

Ich bin Ihnen dankbar, sehr geehrter Herr Hofprediger, daß Sie mir Anlaß gaben, die Frage nach der Bedeutung des religiösen Liberalismus einmal gründlich durchzudenken. Sie werden es verstehen, daß wir dadurch um so fester in unserer Stellung geworden sind. Der Gegensatz der beiden Richtungen wird nicht dadurch überbrückt, daß die Liberalen zu den Positiven zurückkehren, sondern daß jede Richtung sich auf die Quellen ihrer Kraft besinnt. Ein Vertuschen und Verschleiern der Gegensätze und Unterschiede hat keinen Zweck; andererseits habe ich das deutliche Gefühl, daß, wie der alte Liberalismus seine Zeit gehabt hat, so auch das positive Christentum längst überholt ist. Es will ein Neues werden. Seit langem geht mir das feine Wort Albert Schweitzers nach, das er in der Geschichte der Leben-Jesu-Forschung über die beiden Richtungen schreibt: „Alle Verständigungsversuche auf diesem Gebiete sind aussichtslos. Sie machen sich so stark bemerkbar, weil es an elementarer und lebendiger Religiosität fehlt. Zwei dünne Wasseradern winden sich nebeneinander durch das Geröll und den Kies eines großen Strombettes. Es hilft nichts, daß man hier und da die Massen, die zwischen

ihnen aufgetürmt sind, aus dem Wege zu räumen sucht, damit sie in einem Bette dahinfließen. Aber wenn die Wasser steigen und das Geröll überfluten, finden sie sich von selbst zusammen. So werden die gebundene und die freie Religiosität zueinander kommen, wenn das Wollen und Hoffen des Reiches Gottes und die Gemeinschaft des Geistes Jesu in ihnen wieder etwas Elementares und Gewaltiges wird und sie dadurch im Wesen der Weltanschauung und der Religion sich einander so nähern, daß die Unterschiede des Vorstellungsmaterials zwar bestehen bleiben aber darin untergehen, wie das Geröll des Strombettes von den steigenden Fluten bedeckt wird und zuletzt nur noch aus der Tiefe heraufscheint."

Darauf lassen Sie uns hoffen und daran glauben und im übrigen die Arbeit der Liebe tun miteinander und füreinander.

Ich verbleibe mit verbindlichster Empfehlung

Berlin 12. 10. 23 Ihr ergebener Themel
Pfarrer an der Samariterkirche

Herrmanns Dogmatik

§ 21. Die heilige Schrift als Quelle christlicher Lehre

Die Reformation ist der römischen Kirche mit dem Grundsatz entgegengetreten, daß die christliche Lehre allein aus der heiligen Schrift zu entnehmen sei. Es kommt zunächst darauf an, dieses Schriftprinzip des in der Reformation entstandenen evangelischen Christentums richtig zu bestimmen.

Es würde unchristlich sein, wenn es bedeutete, daß wir jeden beliebigen Satz der heiligen Schrift als Wort Gottes anerkennen sollen, nach dem sich ein Christ in seinem Leben und die Gemeinde in ihrer Lehre zu richten habe. Ein solches Schriftprinzip würde ein Buch über die Offenbarung Gottes stellen, die wir nur durch persönliche Mächte, vor allem aus dem persönlichen Leben Jesu empfangen können. Ist einem Christen die aus der Person Jesu auf ihn eindringende Macht die Offenbarung geworden, so kann er nur aus dem, was er irgendwie als Ausdruck dieses Faktums ansehen kann, ein Wort Gottes vernehmen. Das evangelische Schriftprinzip kann daher, richtig gefaßt, nur die Bedeutung haben, daß wir in der heiligen Schrift das, was uns Gott durch das in ihr sich offenbarende persönliche Leben, vor allem durch die Macht der Person Jesu sagen will, erfassen sollen als das unentbehrliche Mittel zum Heil. Alles Andere in der heiligen Schrift kann für uns die Bedeutung eines Wortes Gottes an uns nur dadurch empfangen, daß wir es entweder als eine Vorstufe dessen verstehen können, was uns in Jesus erscheint, oder als eine Wirkung seiner Kraft. Neben der Person Jesu ist es also das nach Erlösung verlangende persönliche Leben von Menschen und das von dem Bewußtsein der Erlösung durchdrungene persönliche Leben seiner Jünger, was wir in der heiligen Schrift aufsuchen müssen. Diese drei Tatsachen sollen wir als das an uns gerichtete Wort Gottes zu verstehen suchen. Was wir nicht mit diesen Erscheinungen persönlichen Lebens irgendwie zusammenfassen können, ist für uns noch nicht Wort Gottes geworden. Wir können also in jedem Moment unserer inneren Entwicklung bestimmte Teile der heiligen Schrift nennen, die für uns nicht die Bedeutung des Wortes Gottes haben. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß gerade solche Teile der heiligen Schrift die Bedeutung des Wortes Gottes für andere Menschen gehabt haben oder noch haben oder auch für uns einmal haben können.

§ 22. Die Begründung des evangelischen Schriftprinzips

Der durch Christus zu Gott erhobene Mensch sieht in der biblischen Überlieferung, durch die ihm dieser Erlöser gegeben ist, das Werk seines Gottes. Hat er infolgedessen zu ihr die religiöse Stellung des Glaubens oder der reinen Hingabe an die in ihr sich offenbarende geistige Macht gewonnen, so wird er der historischen Arbeit an der Bibel ruhig zusehen können. Er wird darin für sich verwerten, was er gebrauchen kann zur deutlicheren Erfassung des Einen, was er in ihr sucht, den Glauben der Bibel und ihren Gott. An der heiligen Schrift kann die Kritik manches aufdecken, wodurch ihre Berichte zweifelhaft werden; der Christ wird trotzdem, wenn sie ihn einmal mit dem ihn erlösenden Gott verbunden hat, davon überzeugt sein, daß er durch sie alles empfängt, was er zu wahrhaftigem Leben braucht. In dieser Beziehung ist die heilige Schrift absolut vollkommen. Aus dem, was wir an ihr erleben, erwächst unser Glaube an die Bibel. Ein solches Vertrauen zu ihr können wir nur dadurch haben, daß wir in ihr das Eine fanden, dessen schöpferische Macht wir an uns selbst erfuhren, den Gott, der sich in ihrem Glauben und ihrem Christus offenbart. Schleiermacher (Glaubenslehre § 128) und Kähler (Das Offenbarungsansehen der Bibel, 1903) haben daher Recht mit dem Satze: Wir glauben nicht um der Bibel willen an Christus, sondern wir glauben an die Bibel, weil wir Christus in ihr fanden.

Anders ist es aber, wenn Christen nicht imstande waren, aus dem, was die heilige Schrift ihnen gab, den Beweis zu gewinnen, daß sie in Bezug auf diesen ihren wichtigsten Inhalt vollkommen ist. Soll dann doch der Gedanke vertreten werden, daß man zu ihr unbedingtes Zutrauen haben kann, so bleibt nur der Weg übrig, den das Judentum zur Zeit Jesu gegangen ist. Man muß dann behaupten, daß die Schrift durch die Art ihrer Entstehung gegen allen Irrtum gesichert sei. Diese Behauptung, daß die biblischen Bücher als das in jeder Beziehung irrtumsfreie Werk des Geistes Gottes entstanden seien, liegt z. B. bei Philo vor, wird aber auch sonst von der jüdischen Theologie jener Zeit bis in die äußersten Konsequenzen vertreten. Sie ist von da aus in die römische Kirche übergegangen; schließlich ist sie auch für die Kirchen der Reformation ein Rettungsmittel geworden, als sie nicht mehr wie Luther in einem bestimmten Inhalt der Bibel die allem Zweifel überlegene wunderbare Offenbarung zu finden vermochten. Diese „Inspirationslehre" ist nun jetzt im evangelischen Christentum so unhaltbar geworden, daß sie keine theologische Vertretung mehr findet.

Es muß aber hervorgehoben werden, daß diese Lehre auf evangelischem Gebiet im Unterschied von der jüdischen und römischen Lehre in zwei Punkten ergänzt ist: 1. lehrt die Orthodoxie, die heilige Schrift besitze eine auctoritas causativa, d. h. das Schriftwort erzeuge selbst durch die ihm innewohnende Kraft des Geistes die Anerkennung seiner Wahrheit. 2. verwirft die Orthodoxie ebenso wie Luther die allegorische Auslegung und verlangt, daß das Verständnis der Schriftworte an den einfachen Wortsinn gebunden bleibe, den wir selbst feststellen können. Damit hatte aber die protestantische Lehre die historisch-kritische Auslegung anerkannt. Durch diese aber wird sie selbst notwendig aufgelöst. Was sie von der heiligen Schrift behauptet hatte, ist schon angesichts der von der Textkritik festgestellten Mannigfaltigkeit der Lesarten unhaltbar.

Wilhelm Herrmann †

Fortschritte in der Religionspädagogik

3. Hilfsmittel

Eine Fülle von Hilfsmitteln, in denen sich jene Grundsätze, zumal die theologischen, mit diesen pädagogischen Erkenntnissen verbinden, bezeugt das trotz Allem wachsende Interesse zumal der Lehrerwelt am Religionsunterricht, der doch immer im Unterschied von den Theologen nur ein Fach in ihrer Schularbeit bildet. Es darf

mit Genugtuung hervorgehoben werden, daß es gerade die kritisch historische Theologie gewesen ist, die einer großen Zahl von Lehrern überhaupt einmal wieder Vertrauen zur Theologie und Lust und Liebe zu ihrer Aufgabe erweckt hat. Dabei braucht ja nicht übersehen zu werden, wie mancher Lehrer noch stumpf oder seufzend das Joch der altgläubigen oder auch der sogenannten Vermittlungstheologie weiter trägt, das sich ihm wie seinen Schülern vor allem an den Punkten spürbar macht, wo Glaube und Naturwissenschaft in Streit kommen, wie bei der Schöpfungsgeschichte und den Wundern. Was in dieser Hinsicht von der für den Glauben so ängstlichen Kirchenleitung gefehlt worden ist, kommt immer mehr an den Tag. Im Folgenden werden einige Werke aufgezählt, die, sei es theologisch oder pädagogisch, zu dem Fortschritt beigetragen haben: es gehören also nicht alle zur „modernen" Theologie. Die Auswahl erstreckt sich auf beiderlei Stoffgebiete, sowohl auf die geschichtlichen wie auf die subjektiv bekenntnismäßigen. Es war die Errungenschaft der vorletzten katechetischen Periode, diese beiden so aufeinander zu beziehen, daß jene in diesen ihren erläuternden Abschluß, diese in jenen ihren anschaulichen Halt empfingen. Dieses Verhältnis, das damals das Nebeneinander abgelöst hatte, wird heutzutage wieder, wie z. B. von Eger und Matthes, zu Gunsten der Selbständigkeit der kirchlich gehaltenen Bekenntnisstoffe aufgegeben. Wir ordnen die Reihe der Schriften so, daß wir beidemal die vorangehen lassen, die mehr den Weg des Verstandes, und dann die folgen lassen, die mehr den der Phantasie zum Mittelpunkt des Kindes einschlagen, wie das oben als Unterscheidungsmerkmal von älterer und neuerer Methode angegeben war. Vielleicht stimmt dieser Unterschied mit den andern, theologischen, zwischen der mehr historisch-kritischen und der mehr religionspsychologischen Auffassung der Stoffe selbst überein.

An die Spitze gehören die Namen der nun schon einer älteren Zeit angehörigen Männer, die damit angefangen haben, der neueren Theologie in die religionspädagogische Welt Eingang zu verschaffen: Thrändorf, Meltzer, Reukauf und Heyn. Mit ihren weit verbreiteten Präparationswerken haben sie große Hilfe geleistet. Die Verbindung der in gründlichem Studium ausgeschöpften Ergebnisse der geschichtlichen Theologie mit einer gemilderten Herbartschen Stufenmethodik hat überaus weit gewirkt, wenn auch sehr viele Lehrer der Gefahr erlagen, die Religion zu rationalisieren, also Morallehren und allerlei mehr oder weniger theologische Erkenntnisse mit dem methodischen Apparat herauszuholen. Neuere Hilfsmittel haben vielfach jene älteren abgelöst. Vor allem hat das große dreibändige Werk von Tögel[14]) viel Einfluß gewonnen. Es bietet im Unterschied von den früher verbreiteten Werken von Bang das Gefühl auf einer sicheren geschichtlichen Grundlage zu stehen. Beschränkt sich Tögel auf die ausführliche Darstellung des Stoffes, so wollen meine eigenen Schriftchen[15]) an jeder biblischen Geschichte die kritisch geschichtliche Lage, den religiösen Gehalt und die praktische Verwendung auf den verschiedenen Schulstufen zur Darstellung bringen.

In eine ganz andere Welt kommt man, wenn man sich Schriften wie denen von Max Paul[16]), Zur Hellen-Pfleiderer[17]) und Agnes Petersen[18]) nähert. Auf Grund einer von dem Ersteren ausführlich dargelegten Gefühlspsychologie soll hier vor allem Herz und Gemüt zumal der Kleinsten angesprochen werden, nicht ohne daß die schon geschilderte Gefahr zu bemerken ist. Weit in den Bereich der „Arbeitsschule" reicht die letztgenannte Arbeit, die einen schönen Einblick in die Mitarbeit der Kinder durch viele eingestreute Bemerkungen über ihre Fragen und Einfälle gewährt. Für ältere Schüler sind die auf dem gleichen methodischen Grunde und dazu noch stark religionsgeschichtlich und religionskundlich gerichteten „Bausteine" von Krohn[19]) berechnet, die eine ganz vorzügliche Hilfe für einen hochgreifenden Unterricht darbieten. Auch aus Lehrerkreisen stammt die Schrift von August Kain[20]) über die Wunder Jesu. Er berichtet im Vorwort, wie ihm die Persönlichkeit Jesu selbst zu dem Wunder wurde und damit der Religionsunterricht zu einem freudigen Schaffen. Nur muß der Unterricht statt eines unmöglich gewordenen historisch-pragmatischen Lebens Jesu ein psychologisch-pragmatisches aufbauen, das die Kindesseele packt und ihr Jesu Willen einflößt. Darum müssen die Wunder zu Erlebnissen umgeschaffen werden, so daß die Mirakelhülle fällt und der Kern des Evangeliums hinausstrahlt. Nur muß in der Weise der Arbeitsschule, im Gegensatz zum alten Intellektualismus, das Leben aus der Anschauung und nicht aus dem Begriff gewonnen und die Kinderwelt angeleitet werden, sich durch ihre eigne Gefühlswelt in das fremde Seelenleben hineinzuleben. Hier ist die Verbindung von neuer religionspsychologischer Theologie und neuer pädagogischer Methode ganz klar.

Der Kirchengeschichte[21]) dienen mehrere Werke, die auch den Gedanken in die Tat zu übersetzen suchen, daß sich religiöses Leben an Persönlichkeiten entzünde. Übrigens hat dieser nun schon das Alter erreicht, in dem er nicht mehr unangefochten gilt. Wie schon früher so hat neuerdings Städtke[22]) seine Geltung zu Gunsten von religiösen Gegenwartsstoffen bestritten, ein Zeichen davon, wie die Diskussion immer weiter geht und stets das Gegenteil herrschender Sätze zum prüfenden Durchdenken des ganzen Gebietes Anlaß gibt.

Mit der Religionsgeschichte tritt ein ganz neuer Gegenstand auf den Plan. Thrändorf und Meltzer[23]) zeigen, wie sie sich auf den obern Klassen der höheren Schulen die Behandlung von Laotse und Kungtse und auf neuerem Boden die von Karl Marx unter pädagogischem Gesichtspunkt denken. Paul Eberhardt[24]) hat eine Religionskunde vorgelegt, die sich ebenso wie ein neues Buch von Julius Richter[25]) zur Vorbereitung eignet. Es soll nachher noch darauf hingewiesen werden, wie die Religionsgeschichte auch an die Tür der Volksschule klopft.

Für den Katechismus gilt dasselbe wie für den Geschichtsunterricht. Der älteren Weise gehören die viel benutzten Werke von Dörries[26]) und Eger[27]) an.

[14]) Der Werdegang der christlichen Religion: Das Volk der Religion. Der Herr der Menschheit. Die ersten Christen. 214. 288. 207 S. Dazu: Das schulpragmatische Leben Jesu. 149 S. (Leipzig, J. Klinkhardt.) Ferner: Jesus (Sehnen der Menschheit. Umwelt Jesu. Leben Jesu. Überlieferung von Jesus. Jesus in der Menschheit). 66 S. (Leipzig, Jaeger 1923.)

[15]) Jesus im Unterricht. 4. Aufl. 153 S. Das Alte Testament im Unterricht. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) 120 S.

[16]) Für Herz und Gemüt der Kleinen. 12. Auflage. (Leipzig, Wunderlich 1920.) 206 S.

[17]) Wie erzählen wir die biblischen Geschichten? 3. Aufl. (Tübingen, Mohr 1913.) 369 S.

[18]) Frohe Religionsstunde unserer Kleinen! (Osterwieck, Zickfeldt 1921.) 123 S.

[19]) Bausteine für den Religionsunterricht: Amos. Jesaia. Israelitische Vätergeschichten. Mose. Jesus. Franziskus. Die 95 Thesen. (Göttingen, Ruprecht.) Je 40 S.

[20]) Die Wunder Jesu neu erlebt und neu erzählt. (Leipzig, Dürr 1922.) 79 S.

[21]) Bilder aus der Geschichte des Christentums von Lic. F. Fiebig. (Tübingen, Mohr 1915.) 108 S. Lebensbilder der Kirchengeschichte von E. Schremmer. (Ebenda 1919.) 381 S. Große Christliche Persönlichkeiten von H. v. Schubert. Berlin, Verlagsanstalt 1921.) 178 S.

[22]) Monatsblätter 1923, Heft 7/8.

[23]) Ebenda 1922, 4 und 5, dazu 1923, 1.

[24]) Religionskunde. (Gotha, Perthes 1920.) 241 S.

[25]) Die Religion der Völker. (München, Oldenbourg.)

[26]) Erklärung des Kleinen Katechismus D. M. Luthers. 1. Band: Die 10 Gebote. 2. Band: Der Glaube. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.)

[27]) Ev. Jugendlehre. 3. Aufl. (Gießen, Töpelmann 1922.) 2 Bde. 159 und 149 S.

Jenes stellt entschlossen das Bild des historischen Jesus dem Verständnis zur Verfügung, dieses gibt eine eingehende Erklärung des Wortlautes mit geschichtlichen und gegenwärtigen Stoffen, alles gut prinzipiell begründet, viel mehr auf Gedanken als auf Stimmungen gerichtet: zuerst wird immer das Ziel aufgestellt, dann kommt die Entwicklung der Gedanken mit den Anschauungsstoffen, zuletzt erscheint als das Ziel des ganzen Verfahrens das Katechismuswort. Wie ganz anders ist die Arbeit von Lehmensick[28])! Er überträgt das Prinzip, nachdem er die Lieder behandelt hat, auf den Katechismus. Hier ist alles Stimmung, Anschauung, Phantasie, wenn auch Begriffe und Lehrbestimmungen nicht ganz fehlen. Man erkennt den so gefürchteten langweiligen Unterricht von früher gar nicht mehr wieder. Der neuesten Entwicklung trägt in einer vorzüglichen Schrift O. Eberhard[29]) Rechnung. Er verbindet wieder alles, was uns die Forschung der letzten Jahrzehnte über das Büchlein Luthers gelehrt hat, wonach es kein Gerüst für Dogmatik, sondern ein lebendiges Bekenntnisbuch voller persönlichen Frömmigkeit ist, also etwa das religionspsychologische Verständnis, mit dem Arbeitsschulgedanken in der oben gezeigten eingeschränkten Fassung. Weit davon entfernt, dogmatisch oder ethisch, den Katechismus als ein Gesetzbuch hinzustellen, nimmt er ihn als Ganzes, das mit seinem Gehalt und seiner Stimmung auch in der Gegenwart ein Kompaß für Glauben und Leben sein kann.

Aber auch diese vortreffliche Arbeit wird die Neigung nicht hemmen können, in freierer Weise den Inhalt des Christentums anzubieten. Die Bücher, die christliche Lebenskunde ohne ihn übermitteln wollen, nehmen immer mehr zu. So hat A. Reukauf[30]) seinem großen Werk drei Ergänzungshefte hinzugefügt, von denen das erste den Christenglauben, das zweite die individuelle und das dritte die soziale Lebensführung behandelt. Für höhere Schulen eignet sich das von Schuster herausgegebene Buch von Alvermann[31]), Lebensziele, das den Lehrer mit Material zur Besprechung ethischer Fragen ausrüsten will. Für weitere Kreise sind die viel verbreiteten Schriften von Busch[32]) bestimmt, die in ähnlicher Weise wie die Reukaufschen unter praktischen Gesichtspunkten eine Fülle von Stoffen wie Geschichten, Zitaten, Betrachtungen und Lesefrüchten vereinigen, wie sie jeder Lehrer zumal für den Unterricht in mittleren Klassen so nötig braucht.

Auch auf dem Boden des eigentlich kirchlichen Unterrichtes werden langsam die Folgerungen der neuen Lage gezogen. Emlein[33]) hat den Kindergottesdienst nach neuen Grundsätzen behandelt, Stäglich[34]) und Lorenz[35]) den Konfirmandenunterricht. Gibt der Erste einen Entwurf systematisch-praktischer Art ohne den Katechismus, wie es heute immer mehr üblich wird, so dieser eine Verbindung von historischem Jesus und Katechismus. Lorenz hat sich ganz besonders in seinen Konfirmandenanalysen dem oben genannten Zug zur Schülerpsychologie gewidmet. —

[28]) Kernlieder der Kirche. 3. Aufl. (Dresden, Bleyl 1915.) 170 S. Anschaulicher Katechismusunterricht. (Leipzig, K. F. Köhler 1920.) 222 und 204 S.

[29]) Der Katechismus als päd. Problem im Licht des Arbeitsschulgedankens. (Osterwieck, Zickfeldt 1923.) 100 S.

[30]) Ev. Jugendlehre. 3 Teile. (Leipzig, Wunderlich 1914—19.) 120, 117, 224 S.

[31]) Lebensziele. Grundlinien einer philos. Ethik. (Berlin, K. Curtius 1922.) 104 S.

[32]) Lebenskunde. 127 S. Religion und Leben I und II. Je etwa 120 S. Das Gotterleben. 158 S. Das Christusleben. 163 S. (Dresden, Bleyl.) Psalm und Kirchenlied. (Annaberg 1923.) 155 S.

[33]) Der Kindergottesdienst. Ein Handbuch für Leitende und Helfende. 2. Aufl. 1914. 110 S.

[34]) Unser Christenglaube und unser Christenleben. 1922. 106 S.

[35]) Der Konfirmandenunterricht. 3. Aufl. 1919. 272 S. Alle bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen.

Eine besondere Stellung beansprucht der „Bund für deutsche Kirche“, der auch einen deutschen Religionsunterricht als Einheitsband für unser Volk einführen will. Natürlich erklärt er sich gegen das Alte Testament, wie man es leider allgemein ansieht. Damit steht in seltsamen Widerspruch, daß die von dem Bund herausgegebenen Hefte von Dr. Niedlich[36]) unter dem vorzüglich dargebotenen herkömmlichen Religionsstoff sehr viel aus dem Alten Testament darbieten.

Marburg Friedrich Niebergall

Glossen zu allerhand Büchern

3. Indische Sagen

Indische Sagen. Übersetzt von Adolf Holtzmann. Neuherausgabe von M. Winternitz. Jena, Diederichs.

Herm. Oldenberg, Das Mahabharata. Seine Entstehung, sein Inhalt, seine Form. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1922.

Ich möchte diesen Gegenstand*) nicht gern verlassen, ohne dem Hillebrandschen Beispiel einer streng wissenschaftlich gemeinten Übersetzung ohne künstlerische Prätensionen eine Übersetzung gegenüberzustellen, die umgekehrt rein künstlerisch vorgeht. Es handelt sich um Holtzmanns Indische Sagen. Selbstverständlich kann man auf diese freie Nachdichtung, die sich doch so tief eingefühlt hat in altindisches Denken und Vorstellen, keine streng wissenschaftliche Untersuchungen gründen; aber falls die — wie soll man sagen? — eigentlich rechtmäßige Bedeutung einer jeden Dichtung oder sagen wir bescheidener: falls ihre Hauptbedeutung nicht die sein sollte, Unterlagen für eine wissenschaftliche Ergründung ihres Zeitalters herzugeben, sondern vielmehr Leben zu wecken aus Leben, so ist etwas Derartiges hier möglich geworden.

Die indischen Sagen haben nicht die selbstverständliche und schwer abzutötende Plastizität etwa der griechischen; sie sind deshalb in viel höherem Grade als diese auf verständnisvolle und künstlerisch vollwichtige Übermittlung angewiesen. Unzulängliche Wiedergaben wie etwa die Essigmannschen Nacherzählungen vernichten ihre Wirkungskraft in ganz anderem Maße, als griechische Sagen durch Wiedergaben verdorben werden können. In diesen Holtzmannschen Nachdichtungen stehen sie da mit erschütternder Wucht wie im Schlangenopfer, und mit bezaubernder Eindringlichkeit wie in Sawitri, Nachdenken erregender Tiefe wie in Nahuscha, oder wiederum hinreißender Schalkhaftigkeit wie in Rischjasringa, in wilder Größe wie im „Meer“, oder drängender Fülle wie in den Schlachtschilderungen der Kerndichtung des Mahabharata, den Kuruingen.

Hier weht wirklich indische Luft, und man hat den Eindruck, daß gerade die Freiheit der Behandlung dem Nachdichter erst die Möglichkeit gegeben hat, so indisch zu werden, statt nur fremd und unverständlich zu bleiben. Man kann nicht leicht zu viel sagen bei der Empfehlung dieses mächtigen Buches. Moritz Winternitz hat sich durch die Neuherausgabe der Dichtungen ein großes Verdienst erworben. Sehr mit Recht spricht er am Schluß seines Vorworts den Wunsch aus, daß „dichterisch begabte Persönlichkeiten sich angeregt fühlen möchten“, das schöne Werk Holtzmanns fortzusetzen, da noch „viele herrliche Episoden des indischen Epos, manche schöne Sagen und Legenden des Mahabharata und der weitaus größte Teil des Ramajana“ ihres deutschen Bearbeiters harrten. Es hängt wieder an dem schon beklagten Mangel an guten deutschen Wortübersetzungen. Denn es ist und bleibt nun einmal ein seltenes Zusammentreffen, wenn ein tüchtiger Gram-

[36]) Deutscher Religionsunterricht. Heft 1—6. Leipzig, Dürr 1923. 236 S.

*) Vgl. Nr. 16/17 das zweite Stück dieser „Glossen“: Vedalieder. Daß die Folge so spät kommt, hat die Redaktion zu verantworten. Es lohnt aber den Anschluß dort zu suchen. D H

matiker zugleich ein Dichter ist. Man weiß nicht, wo man anfangen soll mit seinen Wünschen, so vernachlässigt ist diese Literatur in Deutschland. Wenn glücklicherweise auch nicht in dem Maße, als es nach Tiele-Söderbloms Kompendium erscheint, in dessen Literaturnachweisen die deutschen Übersetzungen neben den englischen und französischen überhaupt fast verschwinden und beispielsweise weder die Jataka-Übersetzung Dutoits, noch die Rückertsche Übertragung der Gitagovinda aufgeführt sind. Wenn doch die jetzige Unmöglichkeit, englische und französische Bücher zu kaufen, wenigstens dies Gute haben wollte, daß die deutsche Übersetzungsliteratur sich vervollständigte!

Sehr mit Recht hat Hermann Oldenberg, auf den ich noch öfter zurückkommen muß, in dem feinsinnigen und leicht lesbaren Büchlein über das Mahabharata, das man aus druckfertig gearbeiteten Zetteln seines Nachlasses hat zurechtstellen können, darauf hingewiesen, daß dieses Epos etwas wie eine ganze Geschichte der indischen Weltanschauung enthält. Von Stücken, die ganz nahe an die Vedazeit heranreichen, führt es über Upanischadenweisheit, Samkhya, Yoga bis zu Wischnu-Krischna- und Schivaverehrung, aus dem Indusgebiet der ältesten Sagen (Indras Drachenkampf zur Befreiung der sieben Ströme) über den eigentlichen Schauplatz der Dichtung westlich Jamuna-Ganga-Zusammenfluß bis zur Ganges-Mündung, ja, südlich bis Ceylon. Nur Buddhismus und Dschainismus bleiben einigermaßen seitlich liegen.

Oldenbergs Buch gibt einen außerordentlich guten Einblick in die Art dieses ungeheuerlichsten Epos der Weltliteratur, das von altem mächtigen Sagen-Urgestein über feinziselierte Dichtungen wie Sawitri und Lehrgedichte von der Höhe der Bhagavadgita bis zu philosophierendem Geschwätz von unglaublicher Dürre alle möglichen Proben indischer Geistigkeit bietet. Oldenbergs Mahabharatabuch gibt wie gesagt eine gute Anschauung von diesem Charakter der Dichtung und erfreut sich dazu des besonderen Schmucks zahlreicher Proben. Ich gebe ein Beispiel, das Oldenberg für Anschauungen der Bhagavadgita hinsetzt, von der es meiner Kenntnis eine würdige Nachdichtung trotz aller Begeisterung immer noch nicht gibt. Die Arbeit Leopold von Schröders in den „Religiösen Stimmen" ist eine sogenannte gute Übersetzung und mag als solche gelten, wenn man nicht die wörtliche Deussens vorzieht. Schroeder hat (nach Holtzmanns Vorgang übrigens) das Hauptversmaß des Mahabharata, den Sloka, einen Doppelvers von je sechzehn Silben mit seinem sehr eigensinnigen für uns nicht recht nachzuempfindenden trochäischen Zurückspringen am Schluß je des ersten Halbverses jambisch aufgelöst. Die folgende Oldenbergsche Probe, die ich freilich mehr aus inhaltlichem Grunde aussuche, kommt, besonders in den beiden letzten Zeilen, dem echten Sloka näher (Oldenberg S. 74):

Ich bin der ganzen Welt Ursprung; ich bin des Weltalls Untergang ...
Wie auf die Schnur Edelgestein ist alles Sein auf mich gereiht.
In den Wassern Geschmack bin ich, bin der Lichtglanz in Sonn und Mond,
In den Veden das Amen*) heilig, Ton im Äther, im Manne Kraft,
Duft, gedeihlich im Erdboden, die Hitze bin im Feuer ich,
Kraft, durch die alles Sein lebet, in den Büßern Kasteiungsmacht

Oldenberg hat Proben einer feinen Übersetzungskunst gegeben, besonders in seinem Upanischadenbuch. Holtzmann ist doch ungleich wuchtiger. Ich gebe einen sehr schönen Liedspruch des Mahabharata als Beispiel, zuerst den ersten Vers nach Oldenberg, dann das ganze Lied in der kühnen Nachdichtung Holtzmanns (man bemerke die Art, wie der Kehrreim beim Einen und beim Andern eingefügt ist!):

*) Oldenberg läßt statt des Amen das geheimnisvolle Om des Textes stehen.

(Oldenberg): Dem schickt der Himmel nicht rechtzeitgen Regen,
Zur rechten Zeit gehn ihm nicht auf die Saaten,
Der Feinden schutzsuchenden Flüchtling preisgibt.
Zur Zeit der Not findet er keine Rettung.

(Holtzmann): Ihm reifet nicht die Saat zur Zeit der Reife,
Ihm fällt der Regen nicht zur Zeit des Regens, —
Den scheuen Schützling liefert er dem Feinde aus, —
Er findet keinen Helfer, Hilfe suchend.

Die Speise, die der Tor verzehrt, gedeiht nicht:
Aus Welt und Himmel fällt er ohne Regung, —
Den scheuen Schützling liefert er dem Feinde aus, —
Und seine Gaben nehmen nicht die Götter.

Früh werden seine Kinder weggenommen,
Und seine Eltern kommen nicht zur Ruhe, —
Den scheuen Schützling liefert er dem Feinde aus, —
Und Indra trifft ihn mit dem Donnerkeile.

Holtzmann hat nach rein künstlerischen Gesichtspunkten ausgewählt und geordnet; sonst hätte er auch in der schmalen Auswahl, die er innehält, eine weite Strecke der religiösen Entwicklung übersehen lassen können. Und in Wirklichkeit tut er es, wenn auch nicht in der rechten chronologischen Aufeinanderfolge.

Ich will dabei nicht von dem Verbrennungszauber im „Schlangenopfer" — wohl dem mächtigsten Stück der Sammlung — sprechen, das Urtümlichstes, wenn auch vielleicht durch spätere Vorstellung hindurch, bringt. Nicht als ob ich nach bekannten Hypothesen die Zauberei für eine Vorform oder Urform der Religion hielte. Zauberglaube, sofern mit dem Wort mechanischer Zwang auf die letzten Mächte des Lebens gemeint ist, dürfte stets nur als Verfallform möglich sein. Der letzte Selbstrettungsversuch einer rein weltlich gewordenen, also entseelten Kultur, einer Zivilisation, die mit den ihr allein noch zugänglich gebliebenen Mitteln den Rückweg aus trostlos gewordener Dürre, den Rückweg zum Geheimnis sucht, den sie, da sie seelische Kräfte weder mehr glaubt, noch mehr vorstellen kann, mit mechanischen Mitteln erzwingen zu können hofft. Als dieses Residuum alter überholter Kulturen, will sagen Zivilisationen, lebt die Zauberei von ihren gröbsten hexenmäßigen bis zu ihren feinsten theosophischen Formen am Grunde aller Entwicklung fort. Wie am Grunde der ganzen christlichen Entwicklung hin, so in allerdings gänzlich anderer Form am Boden auch der indischen und jeder anderen, stets bereit, die Ermüdung derjenigen seelischen Erhebung, welche sie überwunden hatte, auszunutzen, um, durch ihre Restformen gestärkt und vermehrt, ihre dunkle Herrschaft neu aufzurichten, — das ewige Alter am Grunde der stets zu neuen Aufschwüngen sich bereitenden Jugend. So also in Indien der alte Beschwörungszauber, dessen wohl mächtigstes Bild die Rahmenerzählung des Mahabharata, eben jene Erzählung vom Schlangenopfer darstellt.

Indessen nicht in dieses eingesickerte Grundwasser der Religionen wollte ich jetzt hineingraben. Ich wollte darauf aufmerksam machen, wie sich in der Holtzmannschen Auswahl ein Fortgang auch auf den Höhen der indischen Entwicklung, im Gottesbegriff gut verfolgen läßt. Ein alter Vedahymnus stellt Indras Kampf mit dem Drachen, Vritra, dem Asurenkönig, dar oder vielmehr erinnert in Hymnenart an die einzelnen Momente dieser Tat. Wie der Drache über den Bergen lagert und das Wasser verschließt; wie Indra (der seinem Volke Land sucht) sich nähert; wie der Drache ihn höhnt und zum Kampfe herausfordert; wie Indra mit der Waffe, die der Götterschmied ihm geschaffen hat, der Schleuderkeule, ihn trifft; wie der Drache, handlos und fußlos bereits, doch weiterkämpft, wie die Schleuderkeule ihm den Rücken zerschmettert:

Wie Baumgeäst, vom Beile abgehauen,
Lag hingestreckt der Drache auf der Erde ...
Und über ihn, der dalag wie ein Schlachtvieh,
Ging lustig steigend hin die Flut der Wasser ...
Wie Kühe brüllend eilten flugs davon sie
In Fluten strömend zu dem Meere nieder.

Man sieht: es handelt sich um die Landnahme. Indra bereitet seinem Volke, dem „die Erde enge geworden ist“, das gelobte, annoch „weidelose“ Land, indem er den „Flutversperrer“ schlägt, wie es in einem früher angeführten Hymnus hieß. Die heiligen sieben Ströme (später pflegte man fünf zu zählen: das „Fünfstromland“) rinnen zu Meere, das Land lebt auf. Diesen Hymnus schließt nun ein sehr merkwürdiger Vers:

> Wen sahst du, Indra, als des Drachen Rächer,
> Daß dir, dem Sieger, damals Furcht ins Herz schlich?
> Daß hoch du über neunundneunzig Strömen
> Die Luft durchflogst wie ein geschreckter Falke?

Diese Frage ist meines Erinnerns im Veda nicht beantwortet. Gedacht ist, wie es scheint, an Furcht vor der Rache der Asuren, zumal der Sieg, worauf andre Rigvedastellen anspielen, durch ziemlich infame Hinterlist, Vertrauensbruch, erkämpft ist. Aber der Rigveda deutet nirgends an, daß er diese Hinterlist als etwas Andres ansieht denn als die kriegsgebräuchliche und lobenswerte Überlistung eines bösen Feindes. Hier hat nun offenbar die weitere Entwicklung im friedlich gewordenen Lande eingesetzt. Die Nahuschaepisode des Mahabharata zeigt eine völlig geänderte Bewußtseinslage. Indra flieht von Gewissensqual verfolgt; er flieht bis in einen See am Ende der Welt und verbirgt sich dort in winzig kleine Gestalt zusammengekrochen in einen Lotosstiel. Eine groteske, aber nicht unschöne Gestaltgewinnung des Selbstzerkleinerungsgefühls des schuldbeladenen Herzens. Wie er nach solcher jahrelanger Buße wiederhergestellt wird, lese man selbst nach. Wir befinden uns in dieser Episode noch im alten Indraland; wenn auch bereits in seiner Ausdehnung bis ans Meer. Hier ist noch der Heldengott Indra der Götterkönig; die ganze Schöpfung gerät in Verlegenheit, als er abdankt, und atmet erst wieder auf, als sie ihn zurückerhält. In der Episode von der Gewinnung des Amritatranks (des indischen Ambrosia) im „Schlangenopfer“ treten die Götter nur als Gesamtheit auf, hoch über ihnen Brahma, die verkörperte innere Erhebung, bei dem die Götter sich um Hilfe bewerben und der ihnen unfehlbaren Rat gibt. Einzeln genannt werden nur Brihaspati, der Himmelspriester und Priestergott („der Gebetsherr“), schon eine vedische Figur und dort als geistmächtig mit Indra zusammenwirkend. So wie Wischnu als Töter eines Asuren. In der Herabführung der Ganga (im „Meer“ Holtzmann S. 119) wird die Episode der Flucht Indras ausdrücklich wieder aufgenommen und zur nachdrücklichen Ersetzung Indras durch Wischnu benutzt. Indra flieht hier geradezu in Wischnus Schutz. Wischnu muß ihm erst Kraft geben. In dieser Kraft schleudert er den Blitz auf den Drachen und flieht vor dessen Gebrüll und vor seinem eignen Mut hinweg. Die Götter siegen ohne ihn im Vertrauen auf Wischnus Schutz. — Die Dichtung gewinnt durch die Fortlassung dieser Zwischenhandlung so sehr an Einheit, daß man Holtzmann durchaus Recht geben muß, wenn er sie als unberechtigten späteren Einschub betrachtet. Aber ob Einschub oder nicht, so sind sie Urkunde einer Zeit, in welcher Wischnu und Schiva, der am Schluß dieser selben Dichtung gleichfalls vorkommt, über Indras bisherige Stelle emporzuwachsen beginnen, um schließlich als Leben haltendere Gottheiten neben dem allzuweltfern entwachsenen Brahma in die Trimurti, die indische Dreifaltigkeit, einzumünden.

Neben dieser Entwicklung der Gottesvorstellung vom Heldengott zur friedlichen Gebets- und Philosophengottheit Brahma und dann bis dahin, wo neben diesen, ihn sozusagen lebensfähig zu machen, Wischnu, der gnädige (mit seinen beiden Inkarnationen Krischna und Rama) sowie der schreckliche Schiva treten, — neben dieser geht ebenso deutlich die mehr innere von den wilden und tückischen Kampfmitteln des Kriegs zu den edleren der Weisheit, der inneren Erhebung, bis hin zu denen der Selbstbezwingung, ja, bis hin zu denen der Feindebezwingung durch Geduld und Sanftmut (Rama).

Wertvoll ist, dabei zu sehen, wie auch die innerlichste und weltabgewandteste — Tagore würde wahrscheinlich darauf bestehen, daß man sagen müsse: kampfabgewandteste — Religionsentwicklung, die die Welt bisher gesehen hat, mit einem Helden- und Kampfgottzeitalter hat beginnen müssen und erst durch dessen Sublimierung weitergeschritten ist. Doppelt wertvoll wird es den Folgegeschlechtern werden, zu sehen, ob das Wiedereintreten Indiens in die Geschichte sich wird, wie Tagore etwa oder Gandhi es möchten, ohne Gewalt vollziehen lassen. Vielleicht hilft die europäische Selbstzerfleischung dazu.

Bischofstein **Arthur Bonus**

Besuch der Leidener Fakultät bei der Marburger

Unser Marburger Wintersemester begann mit festlichen Tagen. Auf Grund freundschaftlicher Beziehungen, die sich zwischen uns Marburger Theologen und den Kollegen in Leiden angesponnen hatten, war eine Einladung an die dortige Fakultät ergangen, uns zu besuchen. Die Einladung wurde angenommen, und der Besuch sollte im Juli stattfinden. Nun hat er am 29. und 30. Oktober stattgefunden. Marburg war wohl jetzt im Herbst so schön wie im Juli, aber die Verkehrsverhältnisse und unsre innere politische Lage hatten sich so verschlechtert, daß unsre Gäste zögern mochten zu kommen. Wenn sie nun doch gekommen sind, so hat ein volles Gelingen ihnen und uns gelohnt.

Es fanden zwei offizielle Akte statt. Bei der ersten Zusammenkunft grüßte unser Dekan G. **Hölscher** die Holländer, **Windisch**, der Leidener Dekan, antwortete; darnach hielt Professor **Bultmann** einen Vortrag über „die Bedeutung der neuerschlossenen mandäischen und manichäischen Quellen für das Verständnis des Johannesevangeliums“. Dazu waren unsre Studierenden und die Kollegen von den andern Fakultäten eingeladen. Zu intimer Aussprache blieben dann die Fachgenossen im Fakultätszimmer zusammen. — Der äußere Hergang wiederholte sich am zweiten Tage. Professor **Kristensen** aus Leiden sprach über die Laubhütte in der ägyptischen Religion, Professor **Roessingh** über „die religiösen und theologischen Bewegungen Hollands in den letzten Jahren“.

Die gebliebne Zeit wurde redlich ausgenützt durch freie Veranstaltungen, an denen auch Kurator, Rektor und Prorektor teilnahmen.

Es tat gerade in dieser Zeit wohl, zu erfahren, daß die Gelehrtenrepublik noch lebt über die Grenzen der Länder hinweg. Und sollen wir Theologen nicht als Christen vorangehn in der Pflege solcher Gemeinschaft? R

Vom politischen Elend Deutschlands

1. Für unsre ausländischen Leser

Personalien der von den Franzosen in **Bonn** etablierten separatistischen Regierung, festgestellt von den deutschen Behörden:

Lokalkommissar für Kirchen und Schulen Henderkott, Alex. Bürgerlicher Beruf: **Bordellwirt**. 22mal **vorbestraft**: 3mal wegen Mißhandlung zu insgesamt 7 Monaten Gefängnis, 4mal wegen Betruges zu insgesamt 14 Monaten Gefängnis, 3mal wegen Diebstahls zu insgesamt 4 Jahren Zuchthaus, 3mal wegen Zuhälterei und Kuppelei zu insgesamt 8 Monaten Gefängnis, wegen Beleidigung, Obdachlosigkeit usw. zu 2 Jahren Arbeitshaus.

Lokalkommissar für öffentliche Sicherheit Nowack, Johann Wilhelm. Bürgerlicher Beruf: Schuhmacher. Vorbestraft: einmal wegen schweren Diebstahls zu 6 Monaten Gefängnis, einmal wegen gefährlicher Körperverletzung zu 2 Jahren Gefängnis, einmal wegen Totschlags zu 10 Jahren Zuchthaus, einmal wegen Amtsanmaßung, Erpressung und schwerer Urkundenfälschung zu 9 Monaten Gefängnis.

Polizeichef Heimann, Josef. Bürgerlicher Beruf: Hilfskellner und Althändler. Vorbestraft: einmal wegen schweren Diebstahls zu 3 Monaten Gefängnis, einmal wegen Straßenraubes zu 5 Jahren Zuchthaus, einmal wegen gefährlicher Körperverletzung zu 10 Tagen Gefängnis.

Lokalkommissar für Volkswohlfahrt Groll, Ferdinand. Bürgerlicher Beruf: Hausbursche. Vorbestraft: 9mal wegen Körperverletzung, 1mal wegen Hausfriedensbruchs, 1mal wegen fortgesetzten Betrugs, außerdem wegen Unterschlagung, Glücksspiels, Beleidigung.

Lokalkommissar für Verkehrswesen Pfaffenholz, Josef. Bürgerlicher Beruf: Ausläufer. Vorbestraft 23 mal wegen Diebstahls, Körperverletzung, Sachbeschädigung, Beleidigung, öffentlichen Ärgernisses, Verbrechens gegen Paragraph 268 (Bedrohung usw.), Betrug, Urkundenfälschung usw.

Lokalkommissar für Verkehrswesen Schulz, Ludwig. Bürgerlicher Beruf: Trompeter. Vorbestraft 13 mal wegen Mißhandlung, Hausfriedensbruchs, Nötigung, Körperverletzung, Beleidigung, ruhestörenden Lärms (Berufsgefahr), Widerstandsleistung.

Lokalkommissar für Armenwesen: Gräf, Ferdinand, Anstreicher, vorbestraft sechsmal wegen Hausfriedensbruchs, Mißhandlung, Körperverletzung usw.

Chef der Wucherpolizei Simon, Johann, Arbeiter, vorbestraft 15 mal, darunter 6 mal wegen Betruges, 5 mal wegen Unterschlagung, Bettelei, Diebstahls usw.

Kommissar für Militärdienstpflicht der Separatisten: Junker, Robert, Konditor, vorbestraft 1 mal wegen Fahnenflucht zu 2 Jahren Gefängnis und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, 1 mal wegen Hehlerei zu 1½ Jahren Gefängnis, 1 mal wegen schweren Diebstahls zu 1 Jahr Gefängnis.

Kommissare ohne „Portefeuille": Schmidt, Wilhelm, 8 mal vorbestraft; Stauf, Wilhelm, 7 mal vorbestraft; Trimborn, Peter, 9 mal vorbestraft; Junker, Wilhelm, 3 mal vorbestraft; Klein, Josef, 3 mal vorbestraft. FZ 813

2. Für unsre deutschen Leser

Aus Napoleons I. Lebenserinnerungen:

Gegen Deutschland habe ich vor allem den Blick gewendet. Zwiespalt brauchte ich nicht zu stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze brauchte ich zu stellen, und sie liefen uns wie scheues Wild von selbst hinein.

Untereinander haben sie sich erwürgt und glaubten, damit redlich ihre Pflicht zu tun.

Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen und törichter kein anderes auf Erden. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Albernheit Glauben beigemessen hätten.

Die törichte Mißgunst, womit sie sich untereinander angefeindet, habe ich zu meinem Gewinnste wohl gehegt; immer haben sie mehr Erbitterung gegeneinander als gegen den wahren Feind gezeigt. Der Rheinische Beobachter (FZ 819)

Eine moderne Apokalypse

Der Chiliastische Pilgerzug. Die Sendung eines Menschheitsapostels Von Josef Winckler. Deutsche Verlags-Anstalt 1923. 300 S.

In dieser modernen Apokalypse findet die Verzweiflung, die aus dem Chaos unserer Zeit steigt, die Empfindung für die Leiden der Menschheit, die hier- und dorthin tastende Erlösungssehnsucht in grotesk phantastischer Form einen grauenvollen und erschütternden Ausdruck.

Ein asiatischer König uralten Geschlechtes, in dem das Leidensgewissen der Menschheit wach geworden ist, sammelt eine Millionenschar von Elenden, Kranken, Verstümmelten, Wahnsinnigen, um sie zu einem erträumten und erhofften Paradies zu führen. Der Riesenzug wandert durch die Lande, von Gebresthaften aller Völker schwillt er immer gewaltiger an, ein Bild unbeschreiblicher und doch immer wieder vom Dichter dargestellter Qualen der Menschheit, ein vielfacher Chor des Stöhnens und Jammerns, der Klage und Verzweiflung. Allerlei Künste der Ärzte und Priester, Nachsicht und Strenge, Musik, Arbeit und festliche Feier, suchen vergeblich das Elend zu lindern; immer brennender wird die Sehnsucht nach dem Lande der Erlösung. Diese Elends-Völkerwanderung wendet sich nach Osten, nach Süden, nach Westen und schließlich nach Norden, kreist in jahrelangem Wandern um den Nordpol: „Mythisch ewige Einsamkeit durchforschte und prüfte, Weltschweigen baute Bruder-Ehrfurcht, Urschrecken hämmerte Instinkte der Erhaltung, Geilheit der Laster brannte aus in schneidenden Kälten; Tosen der Polarstürme, die aufstanden wie Chaos-Wut-Gebrüll, blies und blies Heimkehr und Heimweh. ... Und auf einmal, ehe die gemeinsame Sprache gefunden, erwuchs aus stampfender Stummheit — erst langsam, hie, dort — in unartikulierten Tönen — dann anschwellend — plötzlich wie ein Element aus ihnen empor: Gesang! Mitten aus mitternächtiger Kältegrimmheit blühte allverneinend, allerlösend, unerforschliches Wunder des Gesanges — in überströmender, umarmender Erlösung standen die Millionen Dunkelzerfurchter mit schmelzenden Gesichtern, Kinder eines wiedererwachten Menschengenius, und ihrer Stimme ungeheure Aureole schwebte um den Pol im Choral und hallte wider ringsum aus den nie erforschten, nebelüberbauten Eisplateaus in den fernsten, hellgipfeligen Todeswüsten, wie nichts auf Erden jemals ist vernommen worden."

Die von Schmerz und Qual grausam gesiebte und geläuterte Elendsschar zieht in die Mitte Asiens zum Quellgebiet der vier großen Ströme und baut hier eine herrliche Stadt der Freiheit und Gleichheit mit einem riesenhaften Turm, von dem die Botschaft An Alle gefunkt wird mit dem Manifest des ewigen Friedens. Eines Tages umtobt die Revolution den Turm und, umwogt von der Erwartung des künftigen Erlösers, stürzt der Turm in donnernder Explosion zusammen.

Ein einsamer Mann verläßt die Stadt: der alte König, die geballten Fäuste gegen sie schüttelnd. Der Menschheitsapostel, als den er sich fühlte, hat viele Stationen durchwandert: aus dem herrschaftbewußten König ist ein Asket, aus dem Asketen ein mitleidender Mensch, aus dem Leidenden ein hoffender Enthusiast geworden. Nun steht er vor dem Grauen des Nichts und hat sein letztes Erlebnis: auf der Landstraße steht Gott Siva, der lachend die Welt zertanzt. Und er „fühlte alles Leid, allen Jammer, Tod und Enttäuschung und Not und Krankheit der Welt ausgelöscht zur Nichtigkeit in Lustigkeit des Gottes, der das gute wie das böse Prinzip in sich birgt, der Alles umspannt in wissender Allwesenheit. Und er erkannte den tiefen Sinn des tanzenden Überwinders, dessen Weltgelächter ohne Bitterkeit über das Stäubchen Erde triumphiert, der's nicht der Mühe wert hält, zu verfluchen in Apokalypsen gigantischer Strafgerichte und Schrecken: der's nur zertanzt." Zugleich gedenkt der alte König der Feuerpredigt Buddhas, der von der Anhänglichkeit an das Irdische erlöst, und nun erst ist er vorgedrungen zu der Gipfelerkenntnis: „Einheit von Weisheit und Leben. Wo durch Leid zur Güte ganz ausgereiftes Weltgefühl, wo die voll widertönende Seele Zeugnis der Erde wird: Alles ist gut! Oder wo in jener gleich tiefen Offenbarung durch Leid gereift zur Verachtung die leer widertönende Seele Zeugnis der Erde wird: Alles ist nichts!"

Ob diese Weisheit tief und befriedigend sei, ist die Frage; — keine Frage aber ist es, daß das, was ein wirklicher Dichter als Lebenserfahrung aus seiner Zeit gestaltet, ein Dokument von hoher Bedeutung ist. Daß Josef Windler zu den hervorragenden Dichtern unserer Tage gehört, bezeugen die „Eisernen Sonette", „Ozean", die naturalistisch-expressionistischen Gedichte von den deutschen Taten zur See, „Der tolle Bomberg", die derb geniale, humoristische Darstellung des westfälischen Münchhausen, und der „Irrgarten Gottes, die Komödie des Chaos" unserer Zeit. Von der Gewalt seiner rhythmisch flutenden Sprache, die, an Ausdrucksmöglichkeiten unerschöpflich, zugleich hohes Pathos wie naturalistisches Detail umfaßt, habe ich oben einige Proben gegeben. Seine dichterische Phantasie hat etwas Gigantisches, Wildes, Stürmendes; sie türmt Einzelheiten auf Einzelheiten und erreicht doch die Feierlichkeit des Großen und Wesenhaften. Ich finde allerdings die Gesamtgestaltung des vorliegenden Kunstwerkes in seiner Einheit durch die Verbindung zweier Ideen gefährdet, deren Doppelheit schon im Titel angedeutet ist: die Idee der Erlösungssehnsucht der zermarterten Menschheit und die der Entwicklung des Menschheitsapostels. Die erstere Idee entfaltet sich zunächst in aller Breite, in einer gewissen maßlosen Breite, wobei es nicht ohne Wiederholungen abgeht und die Neigung zum Übergrotesken den Ernst der Idee beeinträchtigt. Den ergreifenden Höhepunkt erreicht die Entwicklung in dem Zusammenstoß der Elendkarawane mit der fauligen Zivilisation Europas und dem Anmarsch der unversöhnlich hassenden Proletarierscharen. Aus der ganzen Darstellung hebt sich dann allmählich die zweite Idee heraus und erzeugt aus sich heraus eine Sonderidee, die das Verhältnis des heroischen Menschen zum Weibe behandelt: die Frauenliebe trübt die höchste geistige Weltkraft; an ihre Stelle tritt die Jünglingliebe. Die zweite Idee, die Entwicklung des Menschheitsapostels, gewinnt erst im Laufe der Darstellung festere Formen; zunächst neigt der Leser dazu, diesen König, um ihn mit seinen nebelhaften Plänen und seltsamen Veranstaltungen nicht gar zu kindisch zu finden, für eine Verkörperung der ziellos tastenden Erlösungssehnsucht aufzufassen. Nachgerade aber gewinnt er Persönlichkeit und rettet dann den Ausgang der Dichtung, indem er sie davor bewahrt, im absoluten Chaos zu münden, und sie zu einem gewissen Ziele führt. Es ist wie ein Atemholen der gequälten Seele, daß sie am Schlusse zu der großen Gelassenheit geführt wird, der Alles zugleich als gut und als nichtig erscheint.

Aber es ist doch nur ein Atemholen in indischer Weisheit; für uns evangelische Christen ist es nicht der Weisheit letzter Schluß, sondern die Ermüdung der Seele, die nicht weiterkann und die gequälten Augen schließt. Josef Winckler hat viel zu viel ursprüngliche Kraft, um sie nicht wieder zu öffnen und nach Arbeiten und Taten zu spähen. Wer solche Aufgaben hat, darf sich nicht selbst aufgeben.

Dessau-Ziebigk Gerhard Heine

Verschiedenes

Die evangelischen Kirchen der Niederlande. Herausgegeben von D. Friedrich Siegmund-Schultze. München, Chr. Kaiser 1922. 80 S.

Es ist ein sehr hoffnungsvolles Zeichen, daß auch in kirchlichen Kreisen der Gedanke eines realen und arbeitsfähigen Internationalismus wächst. Ein besseres Verstehen der kirchlichen

Verhältnisse in den verschiedenen Ländern ist ein erster Schritt auf dem Wege zu einer brüderlichen Zusammenarbeit der religiösen Gemeinschaften der Zukunft. In der „Eiche“ sind öfters Artikel erschienen, die in diese Richtung Wertvolles leisteten. Auch ist seit einigen Jahren eine Serie von Selbstdarstellungen evangelischer Kirchen in der Erscheinung begriffen, die unter dem Namen „Eine heilige allgemeine christliche Kirche“ von D. F. Siegmund-Schultze herausgegeben wird. Die evangelischen Kirchen der verschiedenen Länder werden dort beschrieben von Angehörigen dieser Kirchen selbst. So sind schon vorher die schwedischen und norwegischen Kirchen den deutschen Lesern bekannt gemacht worden. Nun erschien auch ein Heft über die evangelischen Kirchen der Niederlande. Es ist zu einer Sammlung durchaus lehrreicher Aufsätze geworden, die nicht nur Deutschen auf vielen Gebieten Auskunft erteilen wird, sondern auch dem holländischen Leser unzweifelbar manches lehrt, das ihm neu ist. Der Herausgeber eröffnet die Reihe mit einer kurzen, aber sehr deutlichen Abhandlung über „das evangelische Christentum der Niederlande in seinen geschichtlichen Beziehungen zum deutschen Christentum“. Klar werden die Verbindungslinien hier gezeigt; sehr richtig scheint mir auch der Verfasser das Charakteristische des niederländischen Reformationsgeistes gezeichnet zu haben, und mit Schärfe hebt er die Wichtigkeit der weniger streng-calvinistischen, evangelischen Unterströmung hervor, die neben der großen reformierten Kirche sich teils in enthusiastischen oder spiritualistischen Sekten, teils in mennonitischen oder remonstrantischen Gruppen konstituierte. Der Aufsatz fährt fort mit einer Beschreibung der neueren Theologie in den Niederlanden, die trotz ihrer Knappheit eine erstaunliche Vollständigkeit besitzt. Bis in die neueste Zeit führt der Verfasser seinen Überblick auf, so daß z. B. sogar die erst nach dem Kriege entstandene religiös-radikale Gruppe der „Bruderschaft in Christus“ mit einigen Worten genannt wird. Siegmund-Schultze darf Anspruch erheben auf den Dank der holländischen Kirchenmänner und Theologen, dafür, daß er sich in den holländischen Protestantismus mit seinen außerordentlichen Verwickeltheiten so gründlich hineingearbeitet hat und eine so treffliche Zusammenfassung seiner Gesamtgeschichte zu geben imstande war.

Das Heft enthält dann weiter die Aufsätze der verschiedenen niederländischen Pfarrer und Professoren über ihre eigene Kirchen, nämlich: über „die niederländische reformierte Kirche“ von Dr. H. Schokking; über „die reformierten Kirchen in den Niederlanden“ von C. L. F. van Schelven; über „die christlich-reformierte Kirche“ von Dozent P. J. M. de Bruin; über „die evangelisch-lutherische Kirche“ von Pfarrer P. van Wijk; über „die wiederhergestellte evangelisch-lutherische Kirche“ von Pfarrer P. Neideck; über „die Bruderschaft der Remonstranten“ von Pfarrer N. Blokker; und über „die mennonitischen Gemeinden in den Niederlanden“ von Dr. P. G. van Slogteren. Die Abhandlungen bestehen aus einer mehr oder weniger sachlichen Übersicht über die Geschichte jeder Kirche, worauf dann eine Angabe der heutigen Organisation folgt oder eine Beschreibung des Geistes, in dem die Kirche jetzt zu arbeiten versucht, und der Weise, in der sie sich auf die Probleme unserer Zeit einstellt, oder auch beides.

An diese sieben Artikel schließen sich zwei andere über spezielle Bewegungen im niederländischen Protestantismus, der eine von Dr. H. C. Rutgers über „die niederländische christliche Studenten-Vereinigung“; der andere von Prof. Dr. J. R. Slotemaker de Bruine über „den sozialen und politischen Aspekt des niederländischen Protestantismus“. Besonders der zweite dieser Aufsätze ist auch für die holländischen Leser sehr wertvoll, die oft allerdings einige Kenntnis haben von den alten Kirchen in ihrem Lande, aber noch nicht wissen von den Nöten, die mit einer kirchlichen sozialen Stellungnahme verbunden sind. Vielleicht hätten sich noch einige organisatorische Angaben aufnehmen lassen über den „niederländischen Protestanten-Bund“ und die „Vereinigung von freisinnigen Reformierten“, die doch jedenfalls Phasen in der Entwicklungsgeschichte der niederländischen Kirchen darstellen. Und nebst der „Niederländischen christlichen Studenten-Vereinigung“ steht gewiß der „Freisinnig-christliche Studentenbund“ als eine ebenso bedeutungsvolle Erscheinung der neueren Zeit; auch er wird im Vorübergehen genannt; doch hätte er wohl einen selbständigen Platz verdient, zusammen mit dem neuen großen „Freisinnig-christlichen Jugendbund“. Dr. Siegmund-Schultze sagt vom Freisinnigen Studentenbund sogar, daß er „vielleicht eine tiefer im holländischen Wesen verwurzelte Erscheinung darstellt als jene Gruppe des Christlichen Studenten-Weltbunds“ (S. 16). Das wäre natürlich schwer zu entscheiden. Doch fährt der Herausgeber fort, daß er den Freisinnigen Studentenbund in dieses Heft nicht unterbringen konnte, weil er nicht in so enger Berührung mit den entsprechenden Gruppen anderer Länder stehe als der N. C. S. V. Das war bis vor kurzem allerdings richtig. Doch hat voriges Jahr die Organisation der Freisinnigen Studenten sich auch in internationaler Richtung zu entwickeln angefangen, und sie hofft sich die Verbindungen mit deutschem kirchlichem Leben zu schaffen, wo diese noch nicht bestehen.

Dr. (jetzt Prof.) J. A. Cramer schrieb zum Heft ein Nachwort „Zur Freundschaftsarbeit der Kirchen“. Da wird ein Eindruck gegeben von der Arbeit der niederländischen Abteilung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Der Aufsatz hatte nur eine bescheidene Aufgabe zu erfüllen. Doch scheint es etwas fremd, daß der Verfasser so einseitig alle antimilitaristischen Strömungen innerhalb und außerhalb der Kirchen als ganz bedeutungslos darstellt und meint, daß, wenn einmal die Kriegsgefahr wirklich für Holland drohte, „unser Volk sich zweifellos als ein Mann um seine Königin scharen“ würde (S. 80). Um der Wahrheit willen muß hier hinzugefügt werden, daß in großen Kreisen, auch unter Protestanten, alles dies gar nicht als so „zweifellos“ erwartet wird, und der radikale Antimilitarismus auch, obwohl langsam, unter Pfarrern und Theologen sich seinen Weg bahnt.

Möge das Büchlein viele deutsche und viele holländische Leser finden. Und möge es, wie es das schöne Ziel des Herausgebers ist, „einer engeren Verbindung zwischen niederländischen und deutschen Christen“ dienen.

Leiden W Noordhoff

Des Todes Bild. Von Frederick Parkes Weber. Bearbeitet von Eugen Holländer. Berlin, F. Fontane u. Co. 1923. 247 S. 150 Abbildungen.

Eine gekürzte deutsche Bearbeitung des englischen Originals, das mir nicht vorgelegen hat. Die Bearbeitung stammt von Eugen Holländer, einem kenntnisreichen Sammler und Arzt, der sich bereits durch mehrere Arbeiten aus dem Grenzgebiet zwischen Medizin und Kunst bekannt gemacht hat („Die Karikatur und Satire in der Medizin“, „Plastik und Medizin“, „Die Medizin in der klassischen Malerei“). Der Gegenstand hat allgemeines Interesse, und die Zeitstimmung kommt ihm entgegen. Schwierigkeiten macht die Einteilung des vielverzweigten Stoffes. Zuerst wird eine Art Geschichte des Vorstellungskreises, der sich um den Todesgedanken gebildet hat, in den äußersten Umrissen gegeben. Der zweite Teil bringt die Analyse des Darstellungskreises: in zwanzig Ausschnitten werden besondere Spiegelungen der Todesidee und deren künstlerische Auffassung und Wiedergabe besprochen, wobei der Nachdruck mehr auf das Literarisch-Anekdotenhafte als auf das Ikonographische fällt. Daran schließt sich ein kürzerer dritter Teil: Münzen, Medaillen usw., und ein vierter: Gravierte Gemmen, Fingerringe usw., worauf ein Schlußwort das Ganze beendet. Für diese Einteilung mögen praktische Gründe bestimmend gewesen sein, namentlich ist der Bearbeiter auf dem Gebiet der einschlägigen Kleinkunst zu Hause, logisch sind der 3. und 4. Teil dem 2. einzuordnen. Das Buch bietet auch in der deutschen Ausgabe eine reiche Stoffsammlung ohne allzuviele Wiederholungen und in faßlichem Überblick, der freilich durch ein Register oder doch wenigstens durch eine Inhaltsübersicht gestützt sein sollte, mit wertvollen und zum Teil seltenen Bildbeigaben, alles in trefflicher Ausstattung.

Die Zuverlässigkeit der Angaben, so wichtig für ein populäres Sammelwerk, hat ihre Schranken. Was über die Todesdarstellung in der früh-christlichen Kunst S. 40 und 62 gesagt wird, stimmt nicht überein. Die Antiphon Media vita ist nicht von Notker verfaßt, und Luthers Umdichtung ist kein „Responsorium“. Die Notizen über mittelalterliche Kirchenhymnen sind überhaupt veralteten Werken entlehnt. Die bekannte Vagantenbeichte mit der Strophe Meum est propositum in taberna mori*) gehört dem „Archipoëta“. Als Beleg für die „Welt als Gasthaus“ durfte in einer deutschen Bearbeitung des Weberschen Werks Walthers von der Vogelweide „Abschied von der Welt“ nicht fehlen. Bei diesem Dichter und bei Konrad von Würzburg (der werlde lôn) ist auch das Verständnis für die Symbolik der Schlangen und Kröten im Todesbilde zu gewinnen. Die angeblichen Lutherzitate, vollends das vom Wein, Weib und Gesang sollten nachgerade nicht mehr wiederholt werden. Der kirchliche Hymnus, aus dem die Strophen von der Kürze des Lebens in Gaudeamus igitur genommen sind, ist noch aufzufinden. Diese Beispiele mögen genügen. Während aber der Bearbeiter bemüht ist, sich über Einzelfragen zu unterrichten, wie man aus seiner Kenntnis der neueren Verhandlungen über den Ursprung des Totentanzes ersehen kann, versagt er, wo es sich um große geschichtliche Zusammenhänge handelt. Wo im ersten Teil die Stellung der Antike zum Tode skizziert werden sollte, hätten bereits die platonische Unsterblichkeitslehre, der griechische Seelenglaube und Totenkult, die griechischen Mysterien herangezogen werden müssen. Daß aber „die orthodoxe Religionslehre des mittelalterlichen Europa“ mittelst eines längeren Zitats aus Isaac d'Israeli Curiosities of Literature von 1791, welches die Entstehung des mittelalterlichen Christentums auf priesterliche Herrschsucht und mönchische Habsucht zurückführt, gekennzeichnet wird, wirkt wegen der Rückständigkeit des Urteils grotesk. Die „Religionslehre“ des aufklärerischen Materialismus ist im 18. Jahrhundert kanonisch geworden und offenbar heute noch autoritativ für des Bearbeiters (und Verfassers?) „Credo und Glaubensbekenntnis“ (S. 110).

Marburg Rudolf Günther

*) Mein Begehr und Willen ist: in der Kneipe sterben.

Das Evangelische Gesangbuch der Aufklärung. Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Prof. Lic. Paul Sturm. Barmen, Emil Müllers Verlag 1923. 76 S.

Mancher wird nach dem Buche greifen, um sich an verballhornisierten Texten der aufgeklärten Zeit zu erheitern. Ich will nicht sagen, daß ihm Enttäuschung droht. Aber er wird mehr und Besseres finden. Eine eingehende Würdigung des fortwährenden Änderungsbetriebes an unsern Gemeindegesängen, ihres guten Rechts und ihrer Motive. Der Hintergrund des Anstößigen an den Texten der Vorzeit wird aufgedeckt, die früheren Besserungsversuche werden geschildert. Dann bekommt man einen vollen Einblick in die Werkstätte der Aufklärung selbst und damit willkommne Anleitung zu einem richtigen Urteil über ihr ästhetisches, religiöses und sprachliches Können und Versagen. Das Buch ist gleich interessant für Gelehrte wie Ungelehrte. Merkwürdig, daß der Verfasser Zinzendorfs gar nicht gedenkt: er war doch mindestens Zeitgenosse, Hintergrund. Wertvoll ist die Quellenübersicht und musterhaft das System der Anmerkungen, das zu möglichster Raum- und Kostenersparnis angewendet wurde. Rade

Zinzendorfs Sendung. Ein Rückblick zur Orientierung über die kirchliche Lage der Gegenwart. Von Friedrich Adolf Voigt. Berlin, Furcheverlag 1922. 110 S.

Ein merkwürdiges Buch! Wer darin eine geschichtliche Darstellung suchen wollte, würde gründlich enttäuscht werden. Vielmehr ist es eine durch und durch aktuelle Schrift, um nicht geradezu zu sagen: eine Streitschrift. Wogegen? Gegen den Protestantismus. Wofür? Für eine noch nicht erschienene evangelische Kirche. Als Weissagung und Vorbild einer solchen betrachtet der Verfasser die Brüdergemeinde, das eigentliche Werk Zinzendorfs; denn wie man den schaffenden Künstler und Forscher an seinen Werken, so erkennt man den religiösen Menschen an seinem Wirken, an der Fähigkeit, seine Art in Andern, in einer Gemeinde, zu vervielfältigen. Was ist am Protestantismus zu bekämpfen? Einmal, daß er im überspannten Widerspruch gegen den Katholizismus die Vollmacht auserwählter Sendboten Gottes geleugnet und sie durch den philiströsen Gedanken des Berufes ersetzt hat. Zweitens, daß er den Universalismus des Christentums zu Gunsten der Konfession und der Partikularkirche preisgegeben hat. Die katholische Kirche hat diese beiden urchristlichen Prinzipien, freilich in unter- und unchristlicher Form, festgehalten. Die Brüdergemeinde hat es fertig gebracht, in ihrer Gemeinschaft sie beide sichtbar und fruchtbar darzustellen. Diese Zinzendorfsche Kirchenidee von der Veräußerlichung des Katholizismus und der Zerfahrenheit des Independentismus scharf abzugrenzen liegt dem Verfasser besonders am Herzen. Er führt z. T. sehr scharfe Streiche; auffallend ist vor allem die geringschätzige und bittere Behandlung Schleiermachers; auch die theologische Kritik wird ziemlich von oben abgetan, weil sie die innerliche Sendung durch wissenschaftliche Schulung ersetzen wolle. Aber viele Ausführungen und Beobachtungen stimmen doch sehr nachdenklich, und in der Verehrung seines Helden ist er nicht blind, er verurteilt auch die Verirrungen der sogenannten Sichtungsperiode und die Versteinerung der brüderlichen Praxis nach Zinzendorfs Tode. Das Buch würde noch sehr gewonnen haben, wenn der Verfasser sich nicht zu oft von der Lust an Sarkasmen und prickelnden Einfällen von der geraden Linie seines Gedankenganges hätte ablenken lassen. Als Zeugnis einer ähnlichen kritischen Stimmung, wie sie in dieser Zeitschrift Weller ausgesprochen hat, und der weit verbreiteten Sehnsucht nach autoritativem Gotteswort und „evangelischem Katholizismus" wird sich das Buch jedenfalls seine Beachtung erzwingen. Erich Foerster

Ostasien-Jahrbuch. Jahresbericht des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins. Im Auftrage des Zentralvorstandes herausgegeben vom Missionsdirektor D. Dr. Witte. 128 S. Berlin, Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Berlin W 57, Pallasstraße 8/9, 1923.

Weitschauende Überblicke von Schiller, Hunziker und Gundert über die Arbeit draußen, von Witte über die Weltlage und die Weltmission, daneben wertvolle Aufsätze von Haas über den Buddhismus, am interessantesten Gunderts „Zeugnisse neuen Lebens im japanischen Buddhismus". Das Buch verdient Verbreitung über den Kreis der Freunde des Missionsvereins hinaus. Stier

Die ostasiatischen Kulturreligionen. Von Missionsdirektor D. Dr. J. Witte. (Wissenschaft und Bildung 178.) Leipzig, Quelle u. Meyer. 183 S.

Eine knappe und doch interessant geschriebene Einführung in das Geistesleben des fernen Ostens, das ganz und gar bestimmt ist durch seine Religionen. Neben einer lebendigen Schilderung der Volksreligion Einführung in die tiefen zugrunde liegenden Ideen, zugleich aber eine Darstellung des großen Dramas, das sich jetzt dort durch das Sterben der alten Götter unter dem Einflusse des Westens vollzieht. Je wichtiger das Geistesleben Ostasiens für uns geworden ist, um so wertvoller ist das vorliegende Buch, das zur eingehenderen Beschäftigung mit dem vorliegenden Stoff und seinen großen Problemen reizt. Stier

Proletarisches Verlangen. Ein Beitrag zur Psychologie der Massen. Von Heinz Marx. Jena, Diederichs 1921. 70 S.

Voll tiefsten Verständnisses für die Psychologie der Massenbewegung bilden diese vier, aus reichster Beobachtung stammenden, in glänzendem Stil geschriebnen auf sozialen Kursen gehaltenen Vorträge eine ganz vorzügliche Einführung in das Problem. Sie handeln von der Masse, deren Formen zwischen den Formen der Gemeinschaft und der Gesellschaft liegen, und die durch die jetzt sich vollziehende Revolution im Sozialismus selbst von der Gesellschaft zur Gemeinschaft verlangen. Ob der Verfasser mit seinem Schlußurteil recht hat, daß die Ära der Massen sich ihrem Ende und die deutsche Massentendenz dem wirtschaftlichen Föderalismus zuneigt, ist freilich eine Frage, die in einer kurzen Broschüre nicht entschieden werden kann. Stier

Aus dem Leben meiner Mutter. Von Julie Schlosser. Furche-Verlag Berlin. 215 S.

Die Jugend- und merkwürdige Entwicklungsgeschichte einer Frau wird uns von ihrer Tochter erzählt. Wie muß diese Mutter haben erzählen können, daß ihre Tochter sich so hineinfühlen konnte in Umgebung, Stimmung, Vorbedingungen des Lebens ihrer Mutter! Man wird ganz hineingestellt und erlebt es mit, wie dieser vornehme, starke, edle Mensch wird und wächst. Aus ganz verarmtem baltischen Adelsgeschlecht hervorgegangen, nach schwerer Kindheit, zeigt sich in dem klösterlichen Erziehungsinstitut Finn — wie wunderbar sind Leben und Menschen dort gezeichnet —, daß etwas Besonderes aus dem Mägdlein werden will. Eine starke Begabung, auf Menschen zu wirken, zeigt ihr den Weg zum Beruf der Erzieherin. Sie gründet eine Schule in Mitau, die schnell emporblüht. Aber bald ruft man sie nach Deutschland, um in Mannheim ein Mädcheninstitut, das unter dem Protektorat der Großherzogin von Baden steht, zu leiten. Unendliche Schwierigkeiten, tief eingerissene Mißstände erwarten sie dort, die sie bald zwingen, diesen Posten aufzugeben. Unter der herzlichen Freundschaft der Großherzogin gründet sie in Karlsruhe eine eigene Schule, der sie Leiterin und Mutter ist bis zu ihrer Verheiratung mit dem Frankfurter Pfarrer Schlosser, dem Vorgänger Naumanns als Vereinsgeistlicher für Innere Mission. Dort haben wir persönlich noch von der Witwe Schlossers den starken Eindruck ihrer edlen Persönlichkeit erfahren dürfen.

Ein reiches Frauenleben, voll Kraft und Tiefe und Leidenschaft steht vor uns auf. Ohne regelrechte Berufsvorbildung, ohne Kenntnis von Pädagogik und Psychologie, voll unmittelbarer Erziehergabe ist sie Hunderten von jungen Mädchen Führerin und Vorbild gewesen, ihnen in edelster Selbstzucht vorlebend, was ihr Kern und Wert des Lebens war. Sie ist Frau einer vergangenen Zeit. Wie sie selbst einst in Finn in inselgleicher Abgeschiedenheit die entscheidenden Eindrücke ihres Lebens empfangen hat, so ist ihr auch bei der Erziehung der ihr anvertrauten Kinder die Entwicklung ihres inneren Lebens das Entscheidende gewesen. Zu den Erscheinungen des flutenden Außenlebens hat sie wenig Fühlung und Beziehung gehabt. Sie ist still und stark ihren eigenen Weg gegangen, die jugendliche „Gräfin". Daß ihre tiefe Mütterlichkeit noch die eigene Mutterschaft erfahren durfte, wurde die schönste Krönung ihres Lebens, denn wundervoll leuchtet durch das Buch hindurch die innige Verbundenheit von Mutter und Kind. Und die Tochter setzt ihrer Mutter das schönste Denkmal durch diese fesselnde Erzählung ihres reichen Lebens. Dora Rade

Eros-Licht. Gedichte. Von Friedrich Jaksch. Mit Originalzeichnungen von Rud. Karasek. Reichenberg i. Böhmen, Stiepel. 52 S.

Starke Lyrik, tiefgeistig letzte Probleme zwingend. Eros ins Kosmische, Groß-Menschliche geweitet, vor allem im letzten Teil des Buches, den umfänglichen Gedichten „Tantalus", „Prometheus", „Mütter" und „Magdalena". Menschliche Sehnsucht und unendliche Gewalt der Liebe ist die „Erlösung", gibt dem Leben den immer neuen Sinn. „Leid zu Licht erhöht" ist des ewig lebendigen Christus-Mythos Sinn. „Noch sind Mütter auf Erden. Es ist vollbracht!" —

Hier ist menschlich-dichterische Berufenheit, die morschen Throne eifernd-selbstsüchtiger Götter zu brechen und die neue Schönheit zu künden. Auch in den beiden ersten Teilen des Buches kosmische Verschwisterung. Es ist immer die seelische Einstellung: Grashalme am Straßenrand stehen im „Raum", und kleinste Dinge der Liebe werden groß.

Das Buch ist Erfüllung und Verheißung zugleich. Karaseks Zeichnungen sind gut. Erich Bockemühl

Der neue Roman. Zeitschrift. Heft 1, 2 und 3. 48 S. Im gleichen Verlag. Max Brod, Karl Röttger, Dietzenschmidt, A. Schäffer, Th. Däubler u. A. sind vertreten mit Novellen, Legenden, Erzähungen usw. Die vierzehntägig erscheinende Zeitschrift ermöglicht dauernde Orientierung in der neuesten Literatur, deren beste Erzeugnisse (aus allen Lagern!) fortlaufend geboten werden. Wir begrüßen dies deutsche Unternehmen aus Böhmen freudig in der vollen Würdigung seines kulturellen Wertes. Erich Bockemühl

Kleine Mitteilungen. Ein Freund fragt mich: „Halten Sie noch immer am demokratischen Parlamentarismus fest?“ Vielmehr er fragte mich so in den ersten Oktobertagen, zur Zeit jener wunderlichen Ministerkrisis in Berlin. Aber wir sind ja inzwischen aus solcher Krisis nicht herausgekommen. Und Jedermann hat täglich damit zu tun, daß er sich auf sie einstellt und hilft, sie überstehen. Warum sollte ich nun an unserm heutigen Parlamentarismus festhalten, wenn mein Volk nicht für ihn reif ist? Ich werde nicht an dem System irre, sondern an meinem Volk. Und das würde freilich für mich ein großer Schmerz sein, dem ich mich so lange als möglich entziehe; ähnlich wie man so lange als möglich einer schweren Operation aus dem Wege geht, teils aus Bangigkeit vor den Schmerzen, teils aus Sorge vor ihrer Unsicherheit. Es könnte mich auch einer fragen: „Haben Sie sich nun zur Diktatur bekehrt?“ Und wie ich hinter dem Parlamentarismus das mündige, freie Volk suche, so würde ich hinter der Diktatur den Diktator suchen. Diktatur, absolute Monarchie — eine Regierungsform, die große Vorzüge hat. Sic volo sic jubeo, das geht nur so! Gar keine Umstände, Verhandlungen usw. Aber nun den richtigen Mann an die Stelle — geradeso wie ins Parlament hinein die richtigen Männer. Hic haeret aqua; das ist die Frage. Als Herr von Kahr sein Regiment aufrichtete, war es sein Erstes, daß er dem Bayernvolk seinen Bierpreis herabsetzte. Wie klug! dachte ich. Aber schon setzte er ihn wieder hinauf, dem Brautapital zu Ehren. Wie abhängig! dachte ich, und verlor völlig das Interesse an seiner „Diktatur“. Wenn ich politisch urteile, denke ich immer mehr an die Menschen als an die Einrichtungen, weil ich meine, daß jene von diesen den rechten Gebrauch machen sollen und diese darauf warten, daß jene das tun. Beim Staat muß ich immer an das Staats**volk** denken — und bei der Kirche an das Kirchen**volk**. Der Parlamentarismus wäre wohl gut, aber es scheint, wir können ihn noch nicht handhaben. Wäre es so, dann fragt sich, ob wir besser tun, durch tausend bittere Erfahrungen hineinzuwachsen in diese Staatsform, oder sie zu Gunsten der Diktatur, als hätten wir sie erprobt, schleunigst bei Seite zu werfen. Das mag nun Jeder halten, wie er will. Die Schwierigkeiten der Aufgabe von heute ziehe ich noch eben dem Sprung ins Dunkle einer Tyrannis vor. — Auf mein Wort von der „Macht der Ohnmacht“ bin ich auch oft genug angeredet worden in all der Zeit. Da habe ich ihm in Nr. 819 der Frankfurter Zeitung noch einen ausführlichen Artikel gewidmet. Ich bilde mir immer ein, Christen müßten die Losung verstehen.

In Helsingfors hat Rudolf Eucken neulich einen Vortrag gehalten. Die christliche Ethik müsse reformiert werden. Das Gebot der Feindesliebe müsse abgeschafft werden. Der deutsche Pastor von Helsingfors, Israel, wehrt sich dagegen im neusten Blatt seines „Deutsch-Evangelisch in Finnland“. Ich will heute einmal den wackern Ernst Moritz Arndt zu Hilfe rufen. Er schreibt unter dem 14. Juni 1813 (man denke: Juni 1813) beachtenswerte Worte über Volkshaß und Menschheit und über den Ort, wo er, Ernst Moritz Arndt, stehen will: „Was „durch Tugend, Wissenschaft und Kunst bei dem einen Volke „in seiner Art vortrefflich ist, das Große und Menschliche, was „die erhabene Einheit und Göttlichkeit der Welt ausmacht, wird „darum auch dem andern Volk angehören und als Ge„meingut der Menschheit von ihm angenommen und „geehrt werden. Oder die echten Franzosenhasser, die Engländer, „kennen sie etwa nicht die Namen: St. Bernhard, Ludwig der „Heilige, Duguesclin, Bayard, Turenne, du Thou, de l'Hopital, „Pascal, Montesquieu, und beten sie sie nicht an? Auf dieser „Höhe hört der Volkshaß auf; da beginnt die große Gemein„schaft der Völker, die allgemeine Menschheit, „und da wird die Menschlichkeit und Liebe nimmer fehlen, die „uns alle zu Kindern Eines Gottes und Einer Erde macht. Jede „Tugend und Größe durchbricht von selbst die Schranken, welche „zwischen Menschen und Völkern stehen; wer da noch hassen „kann, der ist ein Barbar oder ein Tier. Ein solcher bin ich „nicht, wenn sie auch sagen, daß ich es bin.“ Als Christen können wir nicht anders als „auf dieser Höhe“ stehen. Allzeit, unter allen Umständen. Und das ist dann eine Offenbarung unsrer „Feindesliebe“. Womit noch längst nicht entschieden ist, was wir tun werden, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Aber die christliche Ethik reformieren wir darum nicht. Sie hat das nicht nötig. Und es wäre nicht gut für die Menschen. Auch nicht für die deutschen Menschen.

*

(Acht Tage später.) Ludendorff!! Jes. 14, 12. Während des Krieges wurde erst Hindenburg unser Held, ganz aus dem freien Empfinden des Volkes heraus. Allmählich wurde uns beigebracht, der eigentlich geniale Feldherr sei Ludendorff. Es kamen die Tage der Ludendorff-Spende. Wahrlich, es ist keine Kleinigkeit für ein Volk, wenn es sein Urteil über seine führenden Männer immer wieder umstimmen muß. Es nimmt Schaden an seiner Seele. — Mit welchen Empfindungen mögen unsre Studenten den Aufsatz von Ludendorff über „die Völkische Bewegung“ lesen, den zwei Tage nach dem Putsch die Deutsche Hochschulzeitung an der Spitze ihrer Nummer bringt?

*

(Wieder acht Tage später.) Die neueste Nummer der in München erscheinenden Deutschen Hochschulzeitung enthält recht Wichtiges zur Kenntnis und Beurteilung der Münchener Vorgänge. Die Losung ist: wider Juden und Jesuiten. Diese jungen Leute von heute haben es auch schwer!

Eine deutsche Frau schreibt vom Niederrhein: „Das ist ja nun hier im Rheinland etwas Wunderbares, trotz der unendlich großen Not diese Begeisterung und Vaterlandsliebe und Treue, die sich überall wieder Bahn bricht und im ganzen Volke steckt. Das habe ich so sehr vermißt, als ich im unbesetzten Gebiet war. In dieser Lieblosigkeit und lauen Gesinnung hat man ordentlich gefroren; es fehlt überhaupt jegliches Verständnis für das, was die Rheinlande zu durchkämpfen haben. Man würde uns leichten Herzens aufgeben, wenn damit der persönlichen Not jedes Einzelnen geholfen würde. Und hier? Jeder Einzelne nimmt lieber die größten Entbehrungen auf sich, als daß er dem Vaterlande die Treue bricht. Die Not hier ist ja grenzenlos....“ Wie gern läßt man sich dies Bild von drüben gefallen; aber sind wir nicht zu schwarz gesehn? Dem Rhein- und Ruhrlande zu Liebe hat sich das Reich jetzt vollends finanziell ruiniert. Aber dennoch wird die Schreiberin des Briefes recht haben: wieviel schmerzliche Beobachtungen mögen die machen, die aus ihrer furchtbaren andauernden Spannung heraus ins unbesetzte Gebiet kommen! — Heute steht nun alles auf des Messers Schneide, und man kann nicht schlafen, wenn man nach dem Westen hinüberdenkt. R

Verantwortlich: Prof. D. M. Rade, Marburg a. L.

Kandidat des Pfarramts beide Prüfungen, 28 Jahre alt, Kriegsteilnehmer 1914—18, erfahren in Jugendarbeit und Unterricht, sucht Beschäftigung, am liebsten im Pfarramt, auch im Ausland. Zuschriften an den Verlag d. „Chr. W.“ unt. K.W.

Der **Nürnberger Diakonieverein** beginnt am 1. Oktober einen **Ausbildungskurs** in **Krankenpflege** für Schülerinnen. Aufnahmebedingungen und Einzelheiten durch die Vereinsleitung Nürnberg, Blumenstraße 8. Rückporto erbeten.

Anzeigen
in der „Christlichen Welt“
finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Dr. 4ling Seife
Hersteller: J. Kron, München
Unerreicht in Duft und Güte!
Alle Damen sind begeistert von dem köstlichen Duft und der erfrischenden Wirkung!

Gebildete gesunde Dame von ält. Ehepaar als **Hausgenossin** gesucht. Schriftliche Angebote mit Referenzen erbittet
Frau Baurat **Remkhoff**
Neubabelsberg bei Potsdam
Kaiserstraße 63.

Neu! Neu!
Zur Weihnacht:
LEUCHTE
Ein Jahresbuch
366 Gedanken und Gedichte von
Arndt, Bonus, Claudius, Fichte, Eckehart, Goethe, v. Harnack, Keyserling, Lagarde, Lhotzky, Luther, Morgenstern, Nietzsche, Oeser, Prellnitz, Rittelmeyer, Schleiermacher, Troeltsch u. a.
Karton M. 1,—. Geschenkband M. 2,25
VERLAG GERHARD MERIAN, Berlin-Zehlendorf-B.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Dezember: Goldmark 0.60; im Auslande für das Vierteljahr Oktober—Dezember und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4 —; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr für kleine Anzeigen: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0,10; größere Anzeigen nach Übereinkunft. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha. — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Diese Nummer hat ein Beiblatt

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 6. Dezember